

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, auch dort sich neu zu konstituieren, d. h. den alten Wein in neue Schläuche zu fassen.

Abonnementspreis für Berlin wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Noch ein nationalliberaler „Parteitag.“

Nach den „glänzenden Erfolgen“ in Neustadt, Heidelberg und Berlin werden die Herren Nationalliberalen sich nun auch in Hannover einfinden, am Orte ihres „leitenden Staatsmannes“, des Herrn von Bennigsen, um auch dort sich neu zu konstituieren, d. h. den alten Wein in neue Schläuche zu fassen.

Wir wollen gleich sagen, wie es in Hannover zugehen wird. Die kaltgestellten „Größen“ des Nationalliberalismus in der Provinz Hannover — und ihrer sind nicht wenige! — werden sich in hellen Häusen einfinden, der große Herr von Bennigsen wird eine „staatsmännische“ Rede halten, in der er betonen wird, daß er, der berühmte Kompromiß-Fabrikant der „einzig konsequente“ Politiker sei, und man wird den Entschluß dieses großen Mannes, sich wieder aktiv an der Politik zu beteiligen, mit fanatischem Jubelgeschrei begrüßen. Dann geht man auseinander und die nationalliberale Presse hat einige Wochen lang Stoff zu den bekanntesten Selbstverherrlichungs-Hymnen. Sie wird von dem „unerwarteten, glänzenden Erfolg“ von der „unerschöpflichen Aquisition“ der Wiederaktivität des Herrn von Bennigsen sprechen und die Auserhebung der ganzen nationalliberalen Weltlichkeit verkündigen.

Für Leute, die unsere politischen Verhältnisse nicht kennen, für die Ausländer vielleicht, mag es den Anschein haben, als ob bei uns eine neue nationalliberale Ära angebrochen sei. Denn die Herolde des Herrn von Bennigsen in der Presse haben gar laute Stimmen. Sie scheinen sich jene Renagerie- oder Rehbudenbesitzer zum Muster genommen zu haben, die vor ihrer Bude ihre Herrlichkeiten so lange anpreisen, bis der „Bruder Bauer“, der zuhört, seine Reugierde nicht mehr bezähmen kann und seinen Obolus darbringt.

Man vergißt nur, daß alter Kohl eben alter Kohl bleibt, auch wenn man ihn junges Gemüse nennt. Wir sind in Deutschland denn doch über jene Periode der politischen Kindheit hinaus, in welcher die Schlagworte Alles machen. Das sieht man am Besten an dem vielberufenen Schlagwort „Freiheit!“ Vor dreißig Jahren trennte das Wort „Freiheit“ noch die konservativen und die vorwärtsstrebenden Parteien. Heute haben sich alle Parteien dieses Schlagwort angeeignet und sogar die Herren Windthorst und Kleist-Neow treten als Kämpfer der „Freiheit“ in die Schranken. Und auch der Anarchist Most nennt sein Blatt „Freiheit.“ Was wird da Alles unter „Freiheit“ verstanden!

Also Worte sind nichts, denn „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Das Volk will heute keine vieldeutigen Phrasen mehr, aus denen man Alles herauslesen

kann, was man immer will. Das Volk verlangt heute bestimmte, klar formulierte Forderungen, angepaßt seinen Bedürfnissen und geeignet, die drückendsten Mißstände zu beseitigen.

Und was bieten die Nationalliberalen?

Nun genau genommen doch nichts Anderes, als daß sie dem Reichstanzler durch Dick und Dünn folgen wollen. Allerdings ein heroischer Entschluß, nur ist er nichts Neues. Man mußte schon, daß die Nationalliberalen nichts Anders wollen; sie brauchten es nicht erst zu verkünden. Der Reichstanzler hat andere Bahnen eingeschlagen, als jene, auf denen ihm die Nationalliberalen früher folgten. Daß sie ihm auch auf den neuen Bahnen folgen wollen, das ist eben der alte Kohl, den sie nun für junges Gemüse ausgeben.

Man verlangt heute denn doch mehr von den politischen Parteien, als diese Nationalliberalen glauben. Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sind die ersten Erfordernisse. Selbst die Konservativen haben sich eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber der Regierung gewahrt. Und da kommen nun die Nationalliberalen und glauben, das Volk würde es als ein Verdienst anrechnen, wenn sie sich bedingungslos an den Triumphwagen des Reichstanzlers spannen lassen!

Daß sich die Nationalliberalen von dem reinen Manchesterthum los sagen wollen, ist ganz gut. Allein konnte das nicht auch geschehen ohne das Gelübde der unbedingten Heerfolge gegenüber der Regierung?

Man unterschätzt bei dieser ganzen Angelegenheit ein Moment nämlich den persönlichen Ehrgeiz des Herrn von Bennigsen. Dieser Mann hat die ganze Streblust derjenigen in sich, die seine Bahn gewandelt sind. Ursprünglich Demokrat, war er bald des Kampfes für bloße Prinzipien und Ideale überdrüssig. Er strebte nach Macht, nach Genuß der Macht. Zum Zweck, Macht zu erlangen, „mäthigte“ sich der Demokrat von ehemals immer mehr, um schließlich das Haupt der zahnlosen und unselbstständigsten politischen Partei zu werden, die jemals bestanden hat. Aber das ersuchte Ministerportefeuille ist ihm doch noch immer entgangen. Da zog er sich endlich groß und schmolend zurück und sann über neue Mittel nach, seine Träume zu verwirklichen. Er glaubt sie nun in der „Heidelbergerei“ gefunden zu haben und bietet seine Dienste wieder an.

Wir können es denen, welche Ministerportefeuilles zu vergeben haben, nicht verdenken, wenn ihnen eine solche hartnäckige Zudringlichkeit zuwider ist. Nicht alle Leute glauben an den „staatsmännischen“ Beruf des Herrn von Bennigsen. Man mußte lächeln, wenn man

möglicherweise der Erbe der gesamten Barth'schen Besitzungen sein würde.

Jasper begriff diese Zeilen nicht. Er erbrach hastig den zweiten Brief, der nach dem Verschwinden Sir Ruperts und vor dem Untergang der „Oceanönigin“ geschrieben war:

Herrn Jasper Frigroy! Mit großem Widerstreben mache ich Ihnen im Auftrage meiner Kousine, Myra Barth, eine Mittheilung von Vorkommnissen, von welchen Ihnen selbst Kenntniß zu geben, diese nicht über sich gewinnen kann. Verschiedene Geschäftsverwicklungen liegen es dem verstorbenen Sir Gilbert Barth rathsam erscheinen, daß seine Tochter einen mit Glücksgütern begabten Mann heirathe, der ihre eigenen etwas verworrenen Angelegenheiten wieder in Ordnung bringen könne. Sir Gilbert war in große Verlegenheiten gerathen. Der Kasse und Erbe des verstorbenen Lord Bide war seit langer Zeit ein aufrichtiger Verehrer Myra's gewesen, und als gute Tochter hielt sie es für ihre Pflicht, den Wünschen ihres verstorbenen Vaters zu gehorchen und Lord Bide ihre Hand zu reichen. Die Nachricht wird Ihnen zweifellos schmerzhaft sein, aber die Erfahrung lehrt nicht nur, daß die Abwesenheit die Liebe zu tödten pflegt, sondern auch, daß frühe Verlobnisse selten zur Ausführung gelangen. Myra rechnet darauf, von Ihrer Freundschaft und Großmuth mit keinem Vorwurf belästigt zu werden.

Ich habe mich der unangenehmen Verpflichtung, Sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten nur unterzogen, weil ich Sie schon kannte, als Sie noch ein kleiner Knabe waren, und ich von Ihnen erwarten darf, daß Sie diesen Brief alsbald verbrennen werden, damit mein Name und meine Gemüthsregung in diese betrübende Sache in Zukunft vergriffen werde. Ihr aufrichtiger

James Briglen.

Dr. Briglen hatte diesen Brief sofort abgeschickt, als er von dem Verschwinden Ruperts gehört, und ehe er eine Unterredung mit Myra gehabt. Er that es in der wahnsinnigen Erregung der Stunde und in der Ueberzeugung, in nicht allzu fernem Zeit der Erbe der Barth'schen Besitzungen zu werden, wenn Myra unverheiratet bliebe und an gebrochenem Herzen starbe.

Von Jasper Frigroy's stolzem Sinn glaubte er annehmen zu dürfen, er werde seiner Burschenschaft niemals Erwähnung thun und fortan England meiden. Als der Brief aber abgegangen war, erfüllte Schrecken über die möglichen Folgen dieses Schrittes seine Seele. Erst die Kunde von dem Untergang

seinerzeit die Parteigenossen des Herrn von Bennigsen mit geheimnißvoller Wichtigthuererei darauf hinweisen hörte, daß Bennigsen bestimmt sei, der Nachfolger des Fürsten Bismarck zu werden. Sie thaten Einem leid, die armen Leute, und ihr Idol Bennigsen dazu!

Sei dem wie ihm sei — das Volk ist nicht dazu da, als Piedestal für politisches Strebertum zu dienen. Bei den Wahlen wird Herr von Bennigsen belehrt werden, wie sehr er und die Seinigen ihre werthen Jh's überschätzt haben.

Die Adelsbettel in Oesterreich.

Die Ueberproduktion von Adelligen hatte in Oesterreich tiefste Dimensionen angenommen. Es kam eine sonderbare Talmi-Aristokratie auf, der zehnte Mann auf der Straße war ein „Ritter von“ und es entwickelten sich aus diesem Segen Zustände, die nicht allein dem wirklichen historischen Adel Verdruss, sondern auch der Regierung Sorge bereiteten. Nun hat die Regierung ganz plötzlich und unerwartet einen Strich durch die Rechnung der Adelsbettel gemacht, indem sie eine Verfügung erließ, der zufolge in Zukunft „jene Bestimmungen aufgehoben werden, welche mit den einzelnen Graden des Stephans-, Leopolds- und des Ordens der Eisernen Krone den Anspruch auf eine Standeserhöhung oder die oblige Verleihung der Geheimen Rathswürde (mit dem Titel „Erzcellenz“) verbinden.“

Ueber den Eindruck, den diese Maßregel hervorrief und die ihr zu Grunde liegenden Motive schreibt der Wiener Korrespondent der „Bir. Post“:

„Großes Wehe herrscht in Oesterreich. Selten hat eine kaiserliche Verordnung auf gewisse Kreise so destruirend gewirkt, wie die bezüglich der Ordens- und Adelsverleihung. Das nützt, sagt man, der schönste eiserne Kronenorden, wenn er nicht den Adel bringt; wer wird ferner nach dem Comthurkreuz des Leopoldordens geizen, wenn nicht mit demselben die Barone verbunden ist? Und jene Hohen, Auserlesenen, Glücklichen, welche die „erste Klasse“ des an vergangene italienische Herrlichkeit erinnernden Ordens erweisen, wie schwer werden sie den grünen Geheimrathstrick missen! So laßt denn die Hand des Verhängnisses schwer auf den armen Ordens- und Adelsjägern und es schafft ihnen geringen Trost, daß auch die liberalen und „demokratischen“ Presse dem Schmerze über das Hohenhängen des goldenen Brodtkreuzes Ausdruck verleiht. Sie deklamirt dabei über Standeunterchied, über Bürgerthum und Aristokratie und man könnte vermuthen, es handle sich um ein verlorenes Paradies. Nun, ich bin in der Lage, Ihnen authentische Mittheilungen über den großen „Ordensstaatsstreich“ zu machen. Derselbe wurde von langer Hand vorbereitet und bildete den Gegenstand eingehender Konferenzen zwischen dem Minister des Auswärtigen, den beiden Ministerpräsidenten und den Vorständen der einzelnen Ordenskapitel.“

Die Konsequenzen der Ordensrege unter dem Ministerium Auersperg waren nicht ausgeblieben, sie wurden an den maßgebenden Orten nicht ignoriert; geschah es doch oft genug, daß

der Oceanönigin und Jasper Frigroy's beruhigte seine Angst. Jahre vergingen und keine Stimme erhob sich aus den Wellen, um gegen ihn zu zeugen, und so erinnerte sich James Brigley des Briefes nur selten, um seiner als eines in der Vergangenheit begrabenen Dinges zu gedenken.

In den ersten Stunden zornigen Schmerzes hatte Jasper Frigroy beide Briefe verbrannt, und das Mädchen, das ihn so treulos und leichtfertig verlassen mit bitterem Tadel überhäuft. Auch Lord Bide hatte er mit Schmähen überhäuft, was eben so grausam als überflüssig war, da dieser junge Edelmann, seit Jahren mit seiner Kousine verlobt, diese gerade um die Zeit geheiratet, als Brigley's Brief in Calcutta eintraf.

Während Myra zu Hause den Tod Jasper's betrauerte, war dieser in Mauritius das Opfer des schwersten Mißgeschicks. Seine Gesundheit war zerstört, seine Braut hatte ihn ausgegeben und einen Anderen geheiratet und alle die Ersparrnisse, die er in Indien gemacht, waren mit der Oceanönigin auf den Meeresgrund versunken und er besaß nichts mehr als hochbelastete Güter, die auszulösen er die Heimath verlassen und die zu retten er fast keine Hoffnung mehr hatte.

Freudlos wollte er von Neuem seine Anstrengungen beginnen, das seinem Vater gegebene Wort einzulösen. Der Zufall führte ihn in ein Erorthaus in Mauritius, dessen Mitbewohner er bald wurde. Seine Enttäuschung und seine Armuth veranlaßten ihn, jeden schriftlichen Verkehr mit früheren Bekannten aufzugeben. Eine Wunderlichkeit des Schicksals beschäftigte und vermehrte sein Glend durch zwei Zeitungsblätter, die nach langen Zwischenräumen in seine Hände fielen. Das eine enthielt einen mitten entzwei gerissenen Bericht über die Hochzeit des Lord Bide mit Fräulein M., das übrige fehlte — der Tochter des verstorbenen Sir — wiederum fehlten einige Buchstaben des Namens und es folgte der Name des Bischofs, der das Paar getraut hatte und eine Liste der Gäste, die aus dem verstämmelten Blatt mehr oder minder deutlich zu errathen waren. Das Bruchstück aber sprach so unvollkommen es auch war, für die Wahrheit dessen, was Brigley mitgetheilt. Es lag so nahe, die abgerissenen Buchstaben in der Weise zu ergänzen, daß man Myra Barth, Tochter des verstorbenen Sir Gilbert Barth las u.

Verloren und hoffnungslos in seiner traurigen Verbannung, getrennt von Allen, was ihm theuer war, arbeitete Jasper mühselig an dem Werke der Befreiung seines Stammes und hatte noch nicht den vierten Theil des dazu nöthigen

Feuilleton.

Das Kind des Proletariers.

Sensationroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

Vier Monate vergingen, ehe ein Segelschiff landete und die Verschlagenen, von denen nur noch drei am Leben waren, nach Mauritius brachte, wo der schwer erkrankte Jasper in einem elenden Hospital Aufnahme fand. Auf dem Wege dahin traf er den Steuermann eines Schiffes, das gerade nach Calcutta abging und diesen bat er, ihm die Briefe, welche etwa für ihn in dem Bureau seines Freundes angekommen wären, bei seiner Rückkehr mitzubringen. Der alte Seemann erfüllte getreulich seinen Auftrag. Jasper's Freund war vor Kurzem gestorben, aber in dessen Bureau fanden sich zwei Briefe für Frigroy vor, der eine war schon eröffnet gewesen, der Andere noch verschlossen.

Jasper schwebte in dem Hospital von Mauritius zwischen Tod und Leben, hoffte aber, bald Gelegenheit zu finden, gleichviel ob gesund oder krank sich nach England einschiffen zu können, als der Steuermann aus Calcutta zurückkehrte und ihm die beiden Briefe übergab. Der geöffnete war von Myra, kurz, gezwungen, unerklärlich:

„Theurer Jasper! Ich weiß kaum, was ich sage oder thue. Ich hat Dich, eiligst nach Hause zu kommen, jetzt muß ich diese Bitte leider widerrufen. Etwas Unvorhergesehenes, Schreckliches hat sich ereignet. Ich fürchte, ich werde nicht in der Lage sein, mein Versprechen zu halten. Gieb deshalb Deine Stellung und Deine Aussichten für die Zukunft um meinwillen nicht auf, denn wenn Du auch hierher zurückkehrst, würdest Du nur finden, daß wir uns niemals heirathen können, daß also alle unsere Pläne vernichtet sind: Ich kann Dir im Augenblick keine weiteren Aufklärungen geben, mein Kopf ist so wirr, mein Gemüth so belastet! Wie unglücklich ich bin! Und auch Du mein Jasper, wirst Dich wahrscheinlich schwer getroffen fühlen wie ich.“

Deine gramgebeugte Myra.

Das war der Brief, welchen Myra in ihrer Aufregung, in der Angst und Sorge der Enttäuschung geschrieben hatte, nachdem sie erfahren, daß Fanny ein Kind erwartete, welches

viele der vor dem Krache zu Rittern avancierten Böhmer nichts erbrachten, als ihren Orden und Adelstitel, und die Söhne von geduldeten Beamten, also schon die zweite Generation, keine standesgemäßen Beschäftigungen suchten oder fanden. So gelangte man endlich zur Einsicht, daß aus politischen Gründen und mannigfaltigen Ursachen Leute den Ritterstand erhielten, mit denen zu verkehren ein Jedermann als kompromittierend erachtete. Es hieß also: Wir dürfen kein adeliges Proletariat erschaffen und müssen auch strenge zwischen persönlichen und erblichen Auszeichnungen unterscheiden. Das ist der Hauptgrund der kaiserlichen Verordnung; der zweite ist der, daß alle drei maßgebenden Minister: Kalnoky, Tisza und Taaffe die Stärkung des monarchischen Gedankens anstrebten, die Erhaltung der Prerogative der Krone in ihr geheimes Programm aufgenommen haben. Dadurch nun, daß der Kaiser den Adelstand spontan verleihen wird, erhält dieser Gnadenakt erhöhte Bedeutung und wird nicht als etwas Selbstverständliches, durch die Verleihung des Ordens bedingt angesehen. Ferner weist man daraufhin, daß bis jetzt eigentlich zwei Auszeichnungen auf einmal erteilt wurden: der Orden und der Adel, was in keinem anderen Staate der Welt, mit Ausnahme Spaniens, glaube ich, der Fall ist. Jetzt wird der Orden und der Adel getrennt verliehen werden.

Selbstverständlich ist der Adel von der Verordnung sehr befriedigt, denn immerhin wird er fortan eine erklüftete Gesellschaft bilden. Nichtsdestoweniger ist jenes Bürgerthum, welches den richtigen Bürgerstolz besitzt, durch die Verordnung keinesweges gekränkt worden, denn nirgends hat man sich über die neugebenedeten Ordensadeligen so sehr lustig gemacht, wie in diesen Kreisen. Die streng konservativ und monarchisch gesinnten Bürgerkreise sahen auch in der leichtfertigen Verleihung des Adelsstandes ein Kompromittiren der dynastischen Idee. Es liege sich über dieses Kapitel viel erzählen und es giebt nicht wenige „Ritter“ in Wien, die sich der höchsten Achtung nicht nur der adeligen, sondern insbesondere der bürgerlichen Gesellschaft erfreuen. Jetzt ist der Riegel vorgehoben, und muß man auch weiter die sogenannten Finanz- und Journal-Kaudritter in den Kauf nehmen, so wird man wenigstens mit neuen versorgt werden.

Noch besser wäre, es bestände gar kein Adel!

Politische Uebersicht.

Auch eine Gründung. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation will, wie die „Schles. Bzg.“ hört, Antheilscheine zu 50 M. ausgeben, um dadurch weitere Kreise zur Beschaffung der Mittel für ihren in Aussicht genommenen Kolonialerwerb heranzuziehen. Wer sich bei diesen Zeichnungen theilhaftig, muß sich natürlich vollständig darüber klar sein, daß er für Jahre hinaus auf einen Zinsfuß nicht zu hoffen hat und daß unter Umständen sogar das eingezahlte Geld total verloren gehen kann. Die Gesellschaft appellirt indessen an die „Opferfreudigkeit“ der „wohlhabenderen“ Freunde deutscher Kolonisation unter dem Wahlspruch, daß „nur der gewinnt, welcher wagt!“ Man liest den letzten Satz gewöhnlich auf den Anpreisungen gewisser Lotteriekollektoren, welche Antheilscheine von Loosen an den Mann bringen wollen, und insofern ist der Wahlspruch der Gesellschaft sehr bezeichnend gewählt. Nur fragt man sich, was denn eigentlich gewagt werden soll? Das Ganze wird für Speise in Deutschland selbst daraufgehen! Verdächtig ist auch, daß nur eine Opferfreudigkeit von 50 M. in Anspruch genommen wird. Rechnete die Gesellschaft wirklich nur auf die „wohlhabenderen Freunde“, dann könnte man gegen den Spas nichts haben. Da aber die Summe, für welche so ein Antheilschein zu haben ist, verhältnismäßig gering ist, scheint man auch noch auf andere Opferfreudigkeit zu spekuliren, auf weniger wohlhabende Leute, die auch einmal etwas wagen um — Nichts zu gewinnen. Darum aufgepaßt!

Zwei von den vier in Hamburg verhafteten Matrosen die sich am Bord des englischen Dampfers „Elizabeth“ befanden und welche bekanntlich beschuldigt werden, die Rottische „Freiheit“ und den „Rebell“ nach Deutschland zu schmuggeln, sind heute wieder entlassen worden; hingegen haben sich, wie man der „R. B.“ schreibt, die Anklagepunkte für die beiden anderen Matrosen noch bedeutend (?) vermehrt.

Die im Teltower Kreise neu errichtete Arbeiterkolonie ist jetzt zur Aufnahme Beschäftigungsloser vollständig eingerichtet. In derselben werden, abweichend von dem Gebrauch in anderen derartigen Anstalten, nur solche Personen aufgenommen, die von den Gemeinde- und Gutsverwaltungen zuvor dem Landrathsamte zur Festsetzung ihrer persönlichen Verhältnisse vorgeschickt (!) sind, um zu beurtheilen, ob dieselben der Anstalt oder dem Gerichte (!) zu überweisen sind. Beschäftigung erhalten die Kolonisten bei den Arbeiten der Aulbe-Regulirung unweit Großbeeren. — Die Vorführung der beschäftigungslosen Arbeiter vor den Landrath wahrscheinlich durch den Gensdarmen, bevor sie des Glückes theilhaftig werden können, bei einem Lohn von etwa 80 Pf. in einer

Gelbes beisammen, als nach siebenjährigem Aufenthalt in Mauritius sein Blick auf ein anderes Zeitungsblatt fiel, welches den Verkauf der Fignon'schen Güter an einen Rechtsanwalt meldete, der sie für achtundsechzigtausend Pfund erstanden hatte.

„Achtundsechzigtausend Pfund“, seufzte Jasper, eine für mich unerschwingliche Summe, und doch weit weniger als die Bekleidung werth war.“

Und so vergingen wiederum Jahre, und eines Morgens, als er auf der kleinen einsamen Seeschiffinsel die Beladung eines Fahrzeuges seines Hauses überwachte, wurde Jasper von einem englischen Matrosen angerufen, der von seinem Schiff an's Land geschickt worden war. Dieser Matrose war kein Anderer als Sam Porter.

13. Kapitel.

Als Sam Porter seine Botschaft an den englischen Verbannten ausgerichtet hatte, empfing er von diesem ein Schriftstück, das mit Jasper Fignon unterzeichnet war. Dem armen Sam, dem wandernden Vasallen der treulosen Tiefe, erweckte der Name heimathliche Erinnerungen. Er vermochte nicht zu schweigen.

„Im Westen von London liegt ein Gut, Fignon-Hall. Sind Sie mit dem Besitzer verwandt?“

„Ja, mit dem ehemaligen. Sind Sie einmal dort gewesen, Freund?“

„Ich wohnte dort in der Nähe“, sagte Sam, „gerade jenseits des Reservoirs und ich bin oft an den Landstigen Bide, Fignon und Barth vorübergegangen. Vor ungefähr neun Jahren arbeitete ich für Fräulein Barth. Sie war sehr gut gegen mich, aber der Verwalter schien plötzlich etwas gegen mich zu haben und entließ mich plötzlich ohne Kündigung.“

„Saben Sie zuweilen Fräulein Barth?“ fragte Jasper fast gegen seinen Willen.

„Ja, wenn sie im Park spazieren ging. Sie schenkte mir oft eine halbe Krone für meine Hanna. Sie war eine sehr schöne, junge Dame, die niemals lachte und Wittwen-trauer trug.“

„Das kann nicht Fräulein Barth gewesen sein“, sagte Jasper, der dieses ernste, dunkle Bild nicht mit der Erinnerung an seine heitere, lebensfreudige Myra zu vereinen vermochte.

„O ja Herr, es war Fräulein Barth. Der Verwalter erzählte meiner Frau, sie habe viel Kummer gehabt. Ihr Vater

solchen Kolonie zu arbeiten und zu beten, ist eine recht menschenfreundliche Einrichtung der frommen Herren.

Die **Kouponschneider-Zinnung**, wie der Volksmund den Verein zur Wahrung der Interessen des Handels und Gewerbes getauft hat, beabsichtigt, wie hiesige Blätter berichten, durch Gründung einer Tageszeitung im großen Stile sich eine wirksame Vertretung in der Presse zu schaffen. Das zu gründende Blatt soll mit sehr reichen Mitteln ausgestattet und ein umfangreicher Redaktionsapparat in Bewegung gesetzt werden. Die „Germ.“ glaubt, daß die Blätter der kapitalistischen Richtung hier schon hinreichend vertreten sind. Wir meinen das selbe.

Zur Affaire Ridert. Aus München geht der „Volks-Zeitung“ ein Extrablatt der „Politischen Wochenschrift“ zu, welches mit dem Satze beginnt: „In Sachen Ridert besteht jetzt leider kein Zweifel mehr, daß die von uns für absolut zuverlässig gehaltene Person, die uns die unter dem Titel „Das entlarvte Chamäleon“ veröffentlichten Brieffragmente zugesandt hat, unser Vertrauen in einer ganz unqualifizirbaren Weise getäuscht hat, — der Einsender ist ein Mann von höherer akademischer Bildung, in sehr geachteter sozialer Stellung und dazu ein Verwandter des Herrn Ridert.“ Das Extrablatt erzählt dann weiter, daß dieser Mann 1870 auf einer Ferienreise in Leipzig erschien und mit mehreren Personen, darunter der Abg. Viehnecht, zusammentraf, wobei er die ehrenrührigsten Dinge gegen Ridert vortrug. Die Redaktion der „Polit. Wochenschrift“ habe deshalb, als ihr die sogenannten Brieffragmente zugehen, an der Wahrheit derselben nicht gezweifelt und dieselben zu Wahlschriften veröffentlicht. Der Einsender ist aufgefordert worden, die Motive, die ihn geleitet haben, unverzüglich in dem erwähnten Blatte auszusprechen.

5 Jahre Taaffe sind die Leitartikel der Wiener Zeitungen überschrieben; denn gestern waren es 5 Jahre, daß dieser Ministerpräsident in Oesterreich am Ruder ist. Selbstverständlich sind die Meinungen über die Erfolge und das Erziehlische seiner Thätigkeit getheilt. Während die oppositionellen Blätter der Ansicht sind, daß Taaffe so gut wie nichts geleistet, daß er den Haß zwischen den verschiedenen Völkern nur genährt und die slavische Hochfluth mit herbeigeführt habe, die zur Vernichtung des Deutschthums in Oesterreich führen müsse, ergehen sich die Organe der Regierung in begeisterten Schilderungen der Thätigkeit des Ministerpräsidenten. Und es ist anzuerkennen, mag man von den Ansichten und Thaten des Grafen Taaffe sonst denken, wie man will, einen Nutzen hat sein Regiment für die Arbeiter Oesterreichs doch gehabt: Die Einführung eines Normalarbeitstages. Das Gesetz, welches denselben gebracht hat, enthält zwar recht bescheidene Bestimmungen und bescheiden wird auch sein Einfluß sein, aber — in Deutschland sind wir trotz aller gerühmten Fürsorge für die „Enterben“ noch lange nicht so weit!

Der froatische Landtag ist für den 23. d. M. einberufen worden. Das Agrar-Telegramm, welches dies meldet, fügt hinzu, daß der Landtag seine Arbeiten wohl noch in diesem Monate beendigen dürfte; es ist dies eine Erwartung, die bekanntlich schon wiederholt ausgesprochen wurde, deren Verwirklichung aber nicht so sehr von dem guten Willen der Majorität, als von dem Belieben der störrigen Starckenianer abhängt.

Von dem demokratischen Komitee in London wurde vor Kurzem wieder eine große Versammlung in der St. James Hall abgehalten, welche gegen das Oberhaus gerichtet war. Labouchere, das radikale Mitglied des Unterhauses, sagte: „Diese 500 erblichen Gesetzgeber (die Mitglieder des Oberhauses) sind Verräther gegen die Nation gewesen; die Macht, welche sie ausüben, ist nachtheilig für das Land, und ihre eigentliche politische Existenz ist eine Verleumdung für ein großes und freies Volk.“ Die Geschichte des Oberhauses ist eine lange Geschichte eines gegen die Freiheit und die Volksrechte geführten Krieges.“ — Professor Beechey erklärte, daß von nun ab die Abschaffung des Oberhauses die erste Planke in dem radikalen Programm werde und zur hauptsächlichsten Probe-frage bei Wahlen gemacht werden sollte. Unter großer Begeisterung wurde schließlich die vor 230 Jahren von dem langen Parlamente gefasste Resolution angenommen, welche lautet: „Daß das Haus der Lords im Parlament nutzlos und schädlich ist und abgeschafft werden sollte.“

Die **französische Nationalversammlung** lehnte in ihrer letzten Sitzung nach einer Rede Clemenceaus mit 418 gegen 327 Stimmen das Amendement Lavergne's ab, welches dahin ging, den Senat vermittelst des allgemeinen Stimmrechtes zu wählen. Bei der Schlussabstimmung über die Revisionsvorlage im Ganzen erfolgte die Annahme der Vorlage mit 509 gegen 172 Stimmen; die äußerste Linke enthielt sich der Abstimmung, weil die Prinzipien der Demokratie verletzt worden seien. Der Präsident erklärte darauf die Session der Nationalversammlung für geschlossen.

Warschauer Zeitungen enthalten die Mittheilung, daß während der drei letzten Monate, auf Anordnung der Obrigkeit im Partium Polen, durch die Polizei alle Ausländer, welche keine bestimmte Beschäftigung und keine Legitimationen

trugen, und so war es auch, und das schöne junge Fräulein legte um ihre verlorene Liebe Wittwen-trauer an.“

Sam Porter hatte seinen Bericht vor der Thür eines kleinen Schuppens abgestattet, vor welchem Jasper auf einem Fasse saß. Einige dunkelhaarige Burschen waren da und dort bei der Arbeit. Die Luft war von dem einschläfernden Wohlgeruch der Gewürze und mannigfaltiger Süßrüchte erfüllt, und das Schiff, von welchem Sam gekommen war, und das in der glühenden Hitze des Nachmittags auf den Wogen schaukelte, hob sich klar vor dem wolkenlosen Horizonte ab. Zwei Matrosen saßen unter dem Schatten einer Palme, welche sich über die Bucht neigte.

„Ich hätte längst schon wieder nach der Heimath zurück können“, schloß Sam, „aber was ist die Heimath, wenn alle unsere Lieben todt sind? und vielleicht haben Sie es schon an sich selbst erfahren, man verliert die Gewohnheit endlich, nach Hause zurückzukehren zu wollen. Sie sind sehr gut gegen mich auf dem Schiffe, doch manchmal reißt es mir am Herzen, und ich sehne mich danach, das Grab meiner Hanna zu sehen.“

Auch an Jasper Fignon's Herzen begann es nach dem Gespräch mit seinem unerwarteten Gaste plötzlich mächtig zu reizen, aber er schwieg.

„Leben Sie wohl, Herr“, sagte Sam. „Es hat mir sehr wohlgethan, Jemanden zu sprechen, der dieselben Bläße gesehen hat, die ich kenne.“

Und bald kündigte das Geräusch der Ruder an, daß Sam sich auf dem Rückwege zu seinem Schiffe befand, das weiß und glühend zwischen der blauen See und dem blauen Himmel lag.

Jasper schloß sein Schreibpult auf und nahm das per-rifene Zeitungsblatt auf, mit dem er gewohnt war, sein Heimweg zu erkünden, indem er sich in Betrachtungen über den wankelmüthigen Sinn der Frauen vertiefte. Das Datum war deutlich genug. Es war zehn Jahre her, seit Lord Bide sich verheirathet hatte, und auch das Datum des Briefes von Dr. Brigley war ihm in die Seele gebrannt, auch das war zehn Jahre her.

Von diesem Tage an bemächtigte sich Jasper eine unüber-windliche Ruhelosigkeit.

War er betrogen worden und weshalb? Hatte Myra um ihn Trauerleider getragen?

Aber selbst dann, sie konnte ihre Trauer nicht zehn Jahre lang beibehalten haben, und jetzt war sie ohne Zweifel, wenn auch nicht Lady Bide, doch die Gattin eines Andern, und fröhliche Kinder spielten um sie her. (Fortsetzung folgt.)

aufzuweisen hatten, aus dem Reichselbgebiet ausgewiesen worden seien. Darunter befanden sich 38 Oesterreicher, 30 Preußen, 17 Angehörige kleiner deutscher Staaten, 14 Italiener, 10 Franzosen, 4 Belgier, 2 Schweizer, 1 Engländer, 1 Spanier und 1 Bürger der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Der in **Warschau vor Kurzem verhaftete** und gegen Kaution freigelassene russische Friedensrichter Dobrowolski fungirte vor einigen Jahren im Kreise Binsl (in Vittorow) gleichfalls als Friedensrichter und machte der „R. Bzg.“ zufolge schon damals aus seinen Sympathien für die nihilistische Partei kein Geheimniß. Bei Streitigkeiten zwischen Gutsbesitzern und den Bauern stand er immer auf Seite der ersteren, und zwar, wie angenommen wird, um auf diese Weise die Bauern gegen die Gutsbesitzer aufzubringen (?). Verhaftet besprochen wird auch der **Selbstmord** des pensionirten Oberleutnants Michael Weinmann. Der Genannte war erst 32 Jahre alt, wurde aber wegen politischer Konspirationen vom Regiment Saratow verabschiedet. In Warschau war Weinmann in die Verschönerung Herdowski verwickelt und sollte verhaftet werden. Als aber die Polizei in der Wohnung Weinmann's erschien, nahm derselbe rasch Cyanalkali zu sich und blieb auf der Stelle todt. Die Polizei fand nichts Verdächtiges, denn Weinmann hatte alle seine Papiere rechtzeitig verbrannt. — An einem Abend der letzten Tage wurden in einem Pferdeabfuhrwagen dem allein anwesenden Schaffner von zwei einsteigenden jungen Leuten mehrere Messer resp. Dolchstücke in die Brust beigebracht. Auf den Hilferuf des Kondukteurs eilten zwar bald mehrere Personen herbei, den Attentätern war es inzwischen doch gelungen, zu entkommen. Der Kondukteur, welcher wenige Stunden darauf in Folge der erhaltenen Verletzungen verstorben ist, hat wie nunmehr der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist, im Dienst der Geheimpolizei gestanden.

Von Reformen in Russland ist von Zeit zu Zeit die Rede. Da die russische Regierung wahrscheinlich nicht weiß, an welcher Stelle sie zuerst reformiren soll, weil allem eine Aenderung noth thut, so glaubt sie wenigstens die Pflicht zu haben, ihren guten Willen ins rechte Licht zu stellen und Verbesserungen wenigstens zu versprechen. An die Ausführung solcher Verbesserungen denkt selbstverständlich Niemand; es ist auch eine tatsächliche Unmöglichkeit mit einer korruptirten Bureaucratie irgend welche Reformen vorzunehmen. Jetzt spricht man von einer Reform des Gefängniswesens. Rothwendig wäre sie schon. Die Gefängnisse stanken von Schmutz und sind in der schrecklichsten Weise überfüllt; die Beamten sind häufig Leute ohne jede Bildung des Geistes und Charakters und kennen nur ein Motiv: den Eigennuß. In der Provinz ist es natürlich noch weit schlimmer als in der Hauptstadt; dort sind die Gefängnisse geradezu Hochschulen des Lasters. Wie z. B. der „Now. Wremja“ geschrieben wird, befinden sich im Gefängniß zu Bobrniß 4 kleine Mädchen laut Urtheil des Friedensrichters in Haft. Da beim Gefängniß keine Abtheilung für minderjährige Verbrecher besteht, so sah man sich genöthigt, die 4 Kinder, deren ältestes erst 13 Jahre alt ist, zusammen mit den erwachsenen Verbrechern einzusperrten. Der Anblick der weinenden Kinder, die beständig nach ihren Eltern verlangen, brachte selbst auf die verhärteten Gemüther vieler Arrestanten einen tiefen Eindruck hervor. Die Kinder, deren Verbrechen darin besteht, daß sie im Gemüthgarten eines gewissen Jekimoff's Seelinge ausgerissen hatten, sind im Gefängniß der „Kaufmann“ einer alten Frau übergeben worden. — Aber gebessert wird nichts werden. Das russische Staatsgebäude würde in allen Fugen zittern, wenn eine Hand gerührt würde, um solche durch das Alter geheiligte Mißstände abzuschaffen.

Noch sind die **Entschädigungen für das Bombardement von Alexandrien** nicht gezahlt, die englische Diplomatie sucht die Sache zu verschleppen. Vielleicht gibt eine Rundgebung, welche in Alexandrien stattfand, einen gewissen Druck auf sie aus. Etwa 500 Personen versammelten sich vor dem englischen Konsulat, um gegen die Verzögerung der Zahlungen Einspruch einzulegen. Der Konsul suchte die Versammlung durch das Versprechen zu beschwichtigen, er werde ihre Ansichten der englischen Regierung telegraphisch unterbreiten. Hoffentlich nimmt sich die europäische Diplomatie der geschädigten Europäer endlich thätkräftig an.

Ein **schmerzlicher Verlust** richt der nordamerikanischen Union bevor. Die Heiligen der letzten Tage wollen nach Indien auswandern, weil in dem undankbaren Vaterlande die Duldung ihrer Wickweiberei und sonstigen gesetzwidrigen Institutionen nicht lange mehr dauern kann. Die Präsidentschaftskandidaten der republikanischen und demokratischen Partei, Mr. Blaine und Mr. Cleveland haben beide in ihren Programmen einen Artikel aufgenommen, der die energische Bekämpfung des Mormoneneinfugs verspricht und auch der Senat hat bereits eine Bill, die ähnliches beabsichtigt, angenommen. — Die Aktiva der verkrachten Schwindsel-firma Grant (der ehemalige Präsident) und Ward betragen 60 000 Dollars, die Passiva 16 700 000 Dollars — bleibt das hübsche Stämmchen von 67 Millionen Mark Verlust für die Gläubiger.

Vor den **chilenischen Gerichten** wird in der nächsten Zeit sich ein interessanter Prozeß abspielen. Der Ex-dictator

tragen, und so war es auch, und das schöne junge Fräulein legte um ihre verlorene Liebe Wittwen-trauer an.“

Sam Porter hatte seinen Bericht vor der Thür eines kleinen Schuppens abgestattet, vor welchem Jasper auf einem Fasse saß. Einige dunkelhaarige Burschen waren da und dort bei der Arbeit. Die Luft war von dem einschläfernden Wohlgeruch der Gewürze und mannigfaltiger Süßrüchte erfüllt, und das Schiff, von welchem Sam gekommen war, und das in der glühenden Hitze des Nachmittags auf den Wogen schaukelte, hob sich klar vor dem wolkenlosen Horizonte ab. Zwei Matrosen saßen unter dem Schatten einer Palme, welche sich über die Bucht neigte.

„Ich hätte längst schon wieder nach der Heimath zurück können“, schloß Sam, „aber was ist die Heimath, wenn alle unsere Lieben todt sind? und vielleicht haben Sie es schon an sich selbst erfahren, man verliert die Gewohnheit endlich, nach Hause zurückzukehren zu wollen. Sie sind sehr gut gegen mich auf dem Schiffe, doch manchmal reißt es mir am Herzen, und ich sehne mich danach, das Grab meiner Hanna zu sehen.“

Auch an Jasper Fignon's Herzen begann es nach dem Gespräch mit seinem unerwarteten Gaste plötzlich mächtig zu reizen, aber er schwieg.

„Leben Sie wohl, Herr“, sagte Sam. „Es hat mir sehr wohlgethan, Jemanden zu sprechen, der dieselben Bläße gesehen hat, die ich kenne.“

Und bald kündigte das Geräusch der Ruder an, daß Sam sich auf dem Rückwege zu seinem Schiffe befand, das weiß und glühend zwischen der blauen See und dem blauen Himmel lag.

Jasper schloß sein Schreibpult auf und nahm das per-rifene Zeitungsblatt auf, mit dem er gewohnt war, sein Heimweg zu erkünden, indem er sich in Betrachtungen über den wankelmüthigen Sinn der Frauen vertiefte. Das Datum war deutlich genug. Es war zehn Jahre her, seit Lord Bide sich verheirathet hatte, und auch das Datum des Briefes von Dr. Brigley war ihm in die Seele gebrannt, auch das war zehn Jahre her.

Von diesem Tage an bemächtigte sich Jasper eine unüber-windliche Ruhelosigkeit.

War er betrogen worden und weshalb? Hatte Myra um ihn Trauerleider getragen?

Aber selbst dann, sie konnte ihre Trauer nicht zehn Jahre lang beibehalten haben, und jetzt war sie ohne Zweifel, wenn auch nicht Lady Bide, doch die Gattin eines Andern, und fröhliche Kinder spielten um sie her. (Fortsetzung folgt.)

Nicola de Pirola hat gegen die „Tribuna“ eine Verleumdung angestrengt, weil das Blatt den Erdictator einer Verleumdung des Staatsvermögens an seinen „lieben Freund“ Drenfus in Paris beschuldigt hat, dem er 100 Mill. Francs anerkannt und theilweise in Guano gezahlt habe, während in Wirklichkeit dieser Peru 100 Mill. Francs schulde. Die „Tribuna“ hat den Feldhandschuh aufgenommen und erwidert sich den Beweis der Wahrheit anzutreten. Wir werden ihn fragen, schreibt sie, wie er mit Gold lebt und wie er Gold ausgibt in Expeditionen und Verschönerungen ohne das Geld, das er nie gefucht und nie erblich überkommen hat, weil ihm sein ehrenwerther Vater wenig hinterließ, und er, ehe er Finanzminister in der opulenten Epoche wurde, an dem Verfall kosmetischer Artikel an der Ecke von Melcher Ralo nichts oder doch nur wenig verdiente. In einem anderen Artikel beschäftigt die „Tribuna“ den Erdictator des Muehlmordes an Don Manuel Barbo. Man kann auf den Ausgang des Processes gespannt sein.

Sokales.

R. Die Ferienzeit ist noch nicht vorüber, das macht sich ganz besonders bemerkbar in jenen „heiligen“ Hallen, wo die Göttin Justitia die Waage hält und das Schwert führt. Oede und leer sind die Räume, welche sonst wiederhallen von Klagen und Schwüren, von Verurtheilungen und Freisprechungen. Wer kann sie zählen, die Thränen, welche schon in diesen Räumen geflossen sind? — Wer ist im Stande, das namenlose Unglück, welches durch Verurtheilungen auch in die Familien hineingetragen worden ist, zu beschreiben? — Und wer mag zu behaupten, daß alle Verurtheilten auch schuldig waren im Sinne der Anklage? — Auch der gerechteste Richter kann irren, auch der schneidigste Jurist kann den Schwörenden nicht ins Gewissen sehen! — Und doch, wie leichtsinnig wird oft geschworen, wie „handwerksmäßig“ von denen, die gewöhnt sind, dieses Gebäude oft zu betreten. — Leider kommen Meineide oft genug vor, doch selten gelingt es, den Meineid nachzuweisen. Giebt es doch so sehr Viele, die es mit dem Eid nicht so genau nehmen und ist ja erst vor einigen Tagen ein Mitglied der Staatsgewalt, ein Schutzmann, wegen fahrlässigem Meineid zu „drei“ Wochen Gefängnis verurtheilt worden. — Wohl dem, der nicht nöthig hat, diese Räume zu betreten, um sich gegen eine Anklage zu vertheidigen! Ja, wenn es nach unserem Wunsche ginge, dann lebte die Menschheit zufriedener und glücklicher, und diese Räume wären immer so leer, wie sie jetzt in der Ferienzeit. Doch unter den heutigen Verhältnissen ist dieser Wunsch ein frommer, nicht lange wird es dauern und die jetzt den Korridore werden wiederhallen von den Schritten der Angeklagten und der Zeugen, lebendig wird es in allen Zimmern werden, neues Leben wird beginnen, welches für Viele gleichbedeutend sein wird mit physischem Blend und moralischem Tod.

In Bezug auf die dem Arbeiter Herrn A. Düring im Aufnahmebureau der hiesigen Charité widerfahrte Behandlung, welche von der Direction dieses Instituts als „Erziehung“ bezeichnet wurde, wird uns der Wortlaut eines Schreibens des Arbeiters Düring vorkommen, mit welchem wir unseren Lesern zur Beurtheilung über die „Wichtigstellung“ der Charité-Direction nachstehend wieder geben: Nachdem ich in der Schraubenfabrik von Hille und Weich, Müllerstraße, mit einer Verletzung am Kopf und Arm zugezogen hatte, wodurch ich so in Verzweiflung gerieth, daß ich versuchte, mir die Pulsadern aufzuschneiden, sollten auf Anrathen des Vertreters des Herrn Professor Dr. Westphal und des Gewerksarztes Dr. Faloby Beobachtungen über meinen Gesundheitszustand in der Charité angestellt werden. Zu diesem Zweck fertigte Herr Dr. Faloby in seiner Eigenschaft als Gewerksarzt mit einem Krankenschein aus mit der zugefügten Bemerkung: „Aufnahme in der Charité“. Außerdem batte ich einen Brief von dem Vertreter des Herrn Prof. Dr. Westphal an Dr. Faloby im Besitz, worin jener seine Ansicht über seine Beobachtung, die er mit mir ange stellt, dem Dr. Faloby mittheilte und mich zur Aufnahme in der Charité empfahl. Mit diesem Schein begab ich mich am Donnerstag den 7. August, Vormittags 10^{1/2} Uhr nach dem Aufnahmebureau der Charité. In demselben befanden sich eine schwarzgekleidete Dame und zwei Beamten. Ich zeigte dem zunächststehenden Beamten meinen Schein, worauf derselbe aufsprang und mir im barchen Tone zurief, ich sollte nach der Kasse gehen und mir den Schein stampeln lassen. Als ich den Herrn hat, doch etwas ruhiger mit mir zu sprechen, weil der rauhe Ton mich angriffe, sprang der Beamte auf, faßte mich am Kragen und warf mich aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Bei dem Fall riß die vorher zugenähte Schnittwunde am Puls wieder auf und nur dem Umstande, daß unten an der Treppe ein Postschaffner, der mit einem Wagen vor der Thür hielt, worin Pakete ausgefahren werden, mich auffing, habe ich es zu danken, daß ich keine größeren Verletzungen davontrug. Ich begab mich nun nach dem Aufnahmebureau in der Karlstraße und traf auf dem Wege dorthin an der Louisenstraße einen dort stationirten Schutzmann, der meinen Zustand sah und mir den gutgemeinten Rath gab, doch nach Hause zu fahren, um für meine aufgerissene Wunde etwas zu thun und meine Aufregung zu bemeistern. Auf dem Polizeibureau, wohin ich dennoch ging, wurde mir versichert, daß man dort in der Angelegenheit nichts thun könnte, weil die Charité selbst Polizei sei. Von hier begab ich mich sofort zu Herrn Dr. Faloby, Gerichtsstraße 47, der seine Befehle erlassen mußte. Das ist der wahre Sachverhalt, den ich eventuell bezeichnen und durch Zeugen feststellen kann. Noch fällt mir ein, daß der Postschaffner mir den Rath erteilte, mich bei der Direction sofort zu beschweren, worauf ich den Portier fragte, wo das Direktionsbureau sei. Der Portier zeigte mir jetzt diejenige Thür, aus der ich soeben herausgeworfen worden war. — In den vorstehenden Angaben des D., eines Mannes, der einen äußerst soliden und glaubhaften Eindruck macht, halten wir jeden Kommentar für überflüssig.

In vollständig hilfloser Lage befindet sich der Tischler Schmiedeberg, Kottbuserstraße 20, Hof 3 Tr. Derselbe liegt bereits seit 34 Wochen krank darnieder, und natürlich ist sein Vertheil in dieser langen Zeit, während welcher er vollkommen erwerbsunfähig war, aufgebraucht worden. Augenblicklich steht er außerdem auf dem Punkte wegen einer rückständigen Nichtschuld ermittelte zu werden. Kollegen, sowie andere edel denkende Menschen werden gebeten, dem unglücklichen Arbeiter beizustehen. Wir sind gern bereit in unserer Expedition Gaben für denselben anzunehmen.

Der Mariannenpark ist Nachts ein Tummelplatz für allerlei verdächtiges Gekind, obwohl er sicher der schönste Park in der ganzen Stadt ist. Leider treiben daselbst die Leichenflückerer in einer so frechen und unerschämten Weise ihr Wesen, daß die schönen Anlagen mit den bequemen Ruhebänken von einem ermüdeten Passanten kaum benutzt werden können. Mit welcher Raffinität die Leichenflückerer zu Werke gehen, beweist folgender Fall. Am Montag Abend paßte der Arbeiter Herrmann Kliner, Lübenstraße 4 wohnhaft, auf dem Rückhauseweg den Park und süßte das Bedürfnis, sich auf einer Bank auszuruhen, woselbst er nach kurzer Zeit einschlief. Nach ungefähr einer halben Stunde wurde er von einem reduziert aussehenden Manne recht unsanft mit dem Bemerkten geweckt, „wenn er sich nicht davon mache, würde er seine schönsten Reize kriegen.“ Am folgenden Morgen sah der Arbeiter erst, was ihm passirt war. Der Arbeiter trug zwei Paar Beinleider, eine Arbeitshohe und eine bessere darüber. In ersterer befand sich sein Portemonnaie. Nun hatten ihm die Stroche, — ob er bei dem Manöver vielleicht belästigt worden war, was freilich möglich ist, mußte er nicht — die

obere Hofe von dem Arie bis in Tasche vollständig aufgeschnitten, und ihm aus der Arbeitshohe das Portemonnaie entwendet. Die Beute war allerdings nicht groß, sie betrug höchstens 40—50 Pf., aber die Hofe war doch zerschritten. Da derartige Fälle sehr häufig vom Mariannenpark gemeldet werden, so wäre doch eine verschärfte Aufsicht der Polizei hier sehr geboten.

Die Wohnungssuche der Bewohner des Wedding und der unmittelbaren Nähe desselben hat bisher nicht beachtete Dimensionen angenommen. Bekanntlich sind die Miether zahlreicher Häuser in jener Gegend am 1. Juli c. per Michaeli in der Mietheliste gestiegen bzw. gekündigt worden und so müssen sie sich nun nach einer anderen Wohnung umsehen. Eine große Anzahl der gekündigten Wohnungen ist bereits an kleinere Beamte aus Moabit vermietet worden. Diese Beamtencategorie wird durch die Steigerung der Miethen in dem immer feiner werdenden Moabit mit seinen Prachtbauten direkt zur Verlegung ihres Wohnsitzes nach einer minder theuren Gegend gezwungen. In Moabit war es die Anlage des Justizpalastes, auf dem Wedding die der Dankeskirche etc., welche die Miethsteigerung verursachte.

Die Sandstein-Vordrungsarbeiten des Kanals an der Bärwalddrücke werden jetzt nicht nur am Tage, sondern auch während der Nacht mit großem Eifer fortgesetzt, um den hier starken Schiffsfahrtsverkehr möglichst wenig zu stören. Das grelle Licht, welches die brennenden Fackeln auf die nächste Umgebung des Kanals verbreiteten, das Arbeiten des schweren, auf großen Trabern ruhenden Dampftrammers, die emsig thätigen Arbeiter — Alles das bietet dem nächtlichen Passanten ein ebenso seltsames als anziehendes Bild.

Eine peinliche Scene spielte sich heute Morgen auf dem Jahrmarkt in der Sienesenstraße ab. Gegen den Wollwaarenhändler S. aus Blogau, welcher einem Gläubiger in Sprottau 1500 Mark für gelieferte Waaren schuldete, war ein schleuniger Arrestbefehl erlassen worden. Auf Grund dessen erschien heute Morgen der Gerichtsvollzieher bei dem ihm wohnhaften Budeinhaber, und da letzterer nicht bezahlen konnte, besetzte er sämtliche vorhandenen Waaren mit Beschlagnahme und ließ dieselben zur Pfandkammer abführen. Bei diesem Vorfalle hatte sich eine größere Menschenmenge versammelt, die diesem traurigen Akte beizuhörte.

Die schlagfertige Obsthandlerin hat am gestrigen Tage ein würdiges Pendant am Draniensplatz-Wochenmarkt erhalten. Eine Dame hatte dort von einer Schlächterin ein Stück Fleisch gekauft und mußte wahrnehmen, daß sie über Gebühr mit Knochen bedacht war. Als sie der Verkäuferin hierüber Vorstellungen machte, ergriff diese das mit Knochen stark durchsetzte Fleisch und schlug der Käuferin dertat damit in das Gesicht, daß diese mehrere Verletzungen davontrug. Sofort stellten sich der arg zugerichteten Dame mehrere Zeugen des Vorfalles zur Verfügung, während sie selbst sich sofort in ärztliche Behandlung begeben mußte. Das brutale Vorgehen der Schlächterin wird noch ein Nachspiel vor dem Richter haben.

Den Schlaf des Gerechten schlief am Mittwoch Vormittag ein Mann auf dem Gelände der Draniensbrücke. Möglicherweise ein herzhafter Schluß seine Sinne etwas benebelt hatte, möglich, daß ihm der Traumgott so angenehme Bilder vor die Seele zauberte, — kurzum, er verlor das Gleichgewicht und befand sich in nächster Augenblicke in den etwas schmutzigen Fluthen der Spree. Die Geistesgegenwart verlor er freilich nicht, denn er versuchte es, sich zunächst durch Schwimmen aus dem unfreiwilligen Bade zu befreien. Einige Schiffer zogen den durchschwimmenden, der bereits unterzugehen drohte, in ihren Kahn und menschenfreundlich, wie Schiffer nun einmal sind, holteten sie ihren Schützling hin und her, damit er das verschluckte Spreepapier wieder von sich geben möchte. Leider mußten sie hierbei wohl vollständig vergessen haben, daß ihr Kahn mit Torf geladen gewesen war, und so wurde die Kleidung des Verunglückten in einen Zustand versetzt, der mit der „Weißheit“ eines Konditorangeses nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Das Ende vom Liede war, daß ein Schutzmann den „Unglückstraben“ mit zur Wache nahm, wo er sich wahrscheinlich getrocknet und gereinigt haben wird.

Bei der Revision der geachteten Bier- und Weingläser wurden gestern in einem Restaurant am Grünen Weg eine solche Anzahl nicht vorchriftsmäßiger Trinkgefäße gefunden, daß zum Transport der konfiszirten Gläser die dienstthuenden Beamten zwei Dienstleute engagieren mußten. Einige Wirthe im Osten der Stadt wurden denunzirt, weil dieselben nicht die zum Ausmessen der Gläser nöthigen Sehtelmaße führten.

Jureden hilft, das denken gewiß auch unsere kaum der Schule entwachsenen Händler und Händlerinnen mit kleinen Blumenbouquets, die ein Raffinement an den Tag legen, wie man es eben nur bei Kindern einer Großstadt finden kann. Nachdem die Redensart: „Bitte, Herr Graf (oder Baron), laufen Sie doch für die Dame Ihres Herzens ein schönes Bouquet, abgebraucht ist, und seine Wirkung verfehlt hat, bedienen sie sich einer eigenartigen Poesie, die gewiß nicht. So hört man jetzt von den mit Blumen handelnden Burschen an der Stadtbahnstation „Börse“ folgenden Ausdruck: „Bitte, laufen Sie mir doch ein Bouquet ab. Es erneuert die Liebe — Vermeidet den Rank — Stärkt die Nerven und — Schwächt den Geldbeutel.“ Man lacht und — kauft ein Bouquet. Was wird man noch Alles zu hören bekommen?

Wiedergefunden. Der seit einigen Tagen vermisste Knabe Heinrich hat sich in Fallenberg hinter Weissensee wiedergefunden und ist von seinem Vater von da nach Hause abgeholt worden. Das Kind vermag darüber, wie es von Berlin nach dem 1^{1/2} Stunde entfernten Fallenberg gekommen, keine Auskunft zu geben.

Eine gefährliche Diebin, das Dienstmädchen Wörgel, ist gestern verhaftet worden. Dieselbe hatte bei verschiedenen Herrschaften, bei denen sie hinter einander gedient hatte, Diebstähle verübt, ohne daß es bisher gelungen war, sie zu überführen. Nicht nur freiliegende Gegenstände hat sie sich angeeignet, sondern sie hat verschlossene Behälter mittelst Nachschlüssel geöffnet und daraus Geld und Werthsachen sich angeeignet. Neun solcher Diebstähle ist die W. bereits überführt.

Von einem Unfall wurde vorgestern Nachmittag der Haberlensche Dampfer „Sophie“ zwischen Zegel und Saatwinkel dadurch betroffen, daß die Schraube zerbrach und der Dampfer so, jeder schnellen Fortbewegungskraft entbehrend, langsam nach Saatwinkel fahren mußte. Hier wurde das Feuer unter dem Dampfessel zum Auslöschten gebracht und der Dampfer sofort nach einer nahe gelegenen Schiffswerft in Reparatur gegeben. Inzwischen war der zweite Haberlensche Dampfer „Eugen“, welcher bei Valentinswerder lag, geblitzt, so daß die unterbrochene Fahrt der Passagiere mit einem Verlust vor einer guten Stunde fortgesetzt werden konnte.

Eine Töbuchtige, die 24jährige, unverheiratete Emilie N., aus Rastow gebürtig, welche bei dem Schlächtermeister B. in der Remelerstraße 59 a konditionirte, mußte in der verflochtenen Nacht nach der Neuen Charité befördert werden. Schon seit längerer Zeit trug das Mädchen Spuren eines geistesgestörten Wesens zur Schau, die gestern in vollständige Raserei ausarteten. In einem solchen Anfälle versuchte die Unglückliche, dem Namen ihres Bräutigams wiederholt rufend, aus dem Fenster zu springen. Nur mit Mühe war es möglich, die N. an ihrem Vorhaben zu verhindern und mußte das Polizeirevier, von dem Vorfalle benachrichtigt, für die Ueberführung der Kranken nach der Neuen Charité Sorge tragen. Wahrscheinlich ist unglückliche Liebe die Ursache dieser Krankheitserscheinung.

Sonntagsreiter. Ein schwerer Unglücksfall beim Reiten ereignete sich gestern Abend im Thiergarten in der Nähe der „Zelten“. Ein junger Kaufmann war auf einem sehr mutigen, noch jungen Pferde, die Belleveue-Allee entlang spazieren geritten, als plötzlich das Pferd scheu wurde und durchging. Der Reiter, welcher sich nicht im Sattel zu halten vermochte, stürzte vom Pferde herunter und zog sich hierbei mehrere Verletzungen im Gesicht, am Arm und den Füßen zu, während das Pferd weiterstürmte. Ein des Weges fahrender Droßkentufler hielt sofort an, sprang vom Boot, und seinem Rath und großer Geistesgegenwart gelang es, die Bügel des Pferdes zu erfassen und es zum Stehen zu bringen. Der junge Mann wurde mittelst Droßkelle nach seiner Wohnung gebracht, während das Pferd einem Reitinstitut zugeführt wurde.

Die Leiche eines Unbekannten wurde gestern von Schiffen in der Gegend der Fischerbrücke im Wasser treibend bemerkt und von denselben mit Seilen herausgezogen. Der Verstorbenen schien der Bekleidung nach, den besseren Ständen angehört zu haben und etwa 30 Jahr alt gewesen zu sein. Spuren äußerer Verletzung waren an der Leiche nicht wahrzunehmen, so daß zweifellos ein Selbstmord vorliegt. Behufs Helognosierung wurde dieselbe ins Obduktionshaus eingeliefert.

Der Mörder des Konditors Eduard Tz aus Strehlen, welcher in der Nacht vom 19. zum 20. Mai d. J. in einem Gasthause zu Liegnitz ermordet und seiner beträchtlichen Baarschaft beraubt worden war, ist unter der Mitwirkung der hiesigen Kriminalpolizei hieselbst ermittelt und heute von der genannten Behörde festgenommen worden. Der Mörder ist der Schlosser Richard Baumgart aus Kogasen, welcher seit Mitte v. Ms. sich in Berlin aufhielt und wegen einer Krankheit in der Charité Aufnahme fand. In Berlin gab er sich als der Schauspieler Ferdinand Harb aus und führte auch ein auf diesen Namen lautendes Legitimationspapier bei sich. Zur Zeit der That hatte er sich als der Feilenhauer Thiel ausgegeben, und auch einen auf diesen Namen lautenden Fremdenzettel bei sich geführt. Bald nach dem Morde war Baumgart mit einem ehemaligen Bekannten, dem herumvagabondirenden Handlungs-kommissar Kücker, in Breslau zusammengetroffen und war mit diesem bis Mitte Juli in Schlesien herumgestreift, wobei Baumgart von der geraubten Summe die sämmtlichen Reisekosten bestritt und den Kücker neu einkleidete. Auch erzählte er während der Herumtreisereien dem Kücker die von ihm verübte That. In Berlin trennte sich Kücker von dem erkrankten Baumgart, und machte vor etwa 14 Tagen in einer Schankwirth einem neuen Bekannten Mitteilung über die von dem Baumgart verübte That und der Hörer machte darüber eine schriftliche Anzeige an die Staatsanwaltschaft zu Liegnitz. Auf die Requisition dieser Behörde forschte die hiesige Kriminalpolizei nach dem Kücker und nach Baumgart, welcher dem Kücker nur unter seinem Vornamen Richard bekannt gewesen ist, und ermittelte den Kücker in der Straßburg, welche er wegen Bettelns verbüßt, und den Baumgart in der Charité. Der Mörder Baumgart hat ein umfassendes Geständnis abgelegt und wird nach Liegnitz zur Untersuchungshaft transportirt.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

An die Buchbinder und verwandten Berufsgeossen zu Berlin wendet sich mit folgendem Aufruf die Lohnkommission. Nachdem Ihr in den letzten Wochen in allen Vorversammlungen bewiesen habt, daß mehr denn vorher der Geist der Einigkeit, der Drang nach Organisation in Euch eingezogen ist, fordern wir Euch nun auf zur großen Hauptversammlung am Sonntag Morgen 10^{1/2} Uhr in der Berliner Flora Gr. Friedrichstr. 218 zu erscheinen. Es ist unsere Pflicht als Kommission diesen Weg zu beschreiten, erst einmal zu versuchen, ob eine Einigung mit den Meistern und Fabrikanten zu erzielen ist. Auf der Tagesordnung steht daher: Ist die Forderung eines Minimallohnes von 18 M. gerechtfertigt, und wie wollen wir diese Forderung geltend machen! Referent Richelien, das Korreferat hat ein Buchbindermeister übernommen. Kollegen! Um unsere Forderungen so schnell wie möglich durchzusetzen, haben wir daher Alle Meister und Fabrikanten eingeladen, mehr als hundert derselben haben ihr Erscheinen bereits zugesagt. Kollegen danach richtet Euch! Kommt in gewaltigen Massen, wird es doch das letzte entscheidende Wort sein, das wir vor Eintritt in die Lohnbewegung mit den Meistern reden. Nur wenn Ihr Alle erscheint, nur wenn jeder auf dem Plage, ist uns der Sieg gewiß. Wir sind überzeugt daß all' die ausgestandene Noth und Entbehrung nun endlich der Sporn zu energischem Handeln für Euch geworden sein wird. Daher Kollegen, flehe keiner! Einer für Alle, Alle für Einen! Mit brüderlichem Gruß

J. A. F. Richelien, Dresdenerstr. 26 IV.

Eine sehr zahlreich besuchte Schlossergesellen-Versammlung zur Lohnbewegung tagte am Dienstag Abend in Grätwells Bierhallen in der Kommandantenstraße unter Leitung des Vorsitzenden der bekanntlich schon vor etlichen Wochen gewählten Lohnkommission, Herrn Lohmann. Die Versammlung, welche ca. 800 Theilnehmer umfassen mochte, lautete zunächst dem mit großem Beifall aufgenommenen Referat des Stadtv. Görk über die derzeitigen Verhältnisse im Schlossergewerk: die eifftändige tägliche Arbeitszeit bei ungesunder, die Lebenskraft vorzeitig aufreibender Beschäftigung und verhältnismäßig niederm Lohnstande. Der Referent bekräftigte schleunige Vornahme der Wahl von Werkstätten-Delegirten und Veranstaltung regelmäßiger Wochenbeitrags-Sammlungen zum Generalunterstützungsfond behufs Durchsetzung der ausstehenden Forderungen, als: Zehntündige tägliche Arbeitszeit, Abschaffung der Sonntags- und Ueberstundenarbeitszeit und für die Akkordarbeiter ein wöchentliches „Kostgeld“ von mindestens 18 Mark als Abflugszahlung. In das Referat reichte sich eine animirte Diskussion, an welcher sich viele Redner darunter auch welche aus anderen Gewerken, wie z. B. die Herren Pfeiffer (Schneider), Regband (Metallarbeiter) und Orthmann (Bauanischläger), alle in Uebereinstimmung mit dem Referenten, beteiligten. In die jetzt aus 9 Mitgliedern bestehende Lohnkommission wurde dann noch Herr Klink gewählt und die Wahl von 3 Revisoren für den General-Unterstützungsfonds vollzogen. Die regelmäßigen Beiträge zu demselben wurden bis auf Weiteres auf 10 Pf. pro Mann und Woche festgesetzt. Allseitige Zustimmung fand ein von Herrn Regband vorgeschlagener, in der Metallarbeiter-Lohnbewegung als praktisch bewährter Modus beim Unterstützungsbeiträge-Sammeln, demgemäß in größeren Werkstätten dieses Amt allwöchentlich einem anderen Kollegen zu übertragen ist, um Maßregelungen Einzelner unmöglich zu machen. Schließlich nahm die Versammlung einstimmig eine Resolution an, durch welche sie sich mit dem Referenten einverstanden erklärt und die Lohnbewegung der Schlosser behufs glänzender Durchführung derselben, gleichwie die Lohnkommission mit allen Kräften zu unterstützen verspricht.

Die öffentliche Versammlung der Tapezierer und verwandten Berufsgeossen, welche zum Zwecke des Beitritts zur neuen (Hamburger) Central-Kranken- und Sterbekasse der Tapezierergehilfen am Mittwoch in den Grätwellschen zwei Sälen stattfand, war von mehr als 500 Interessenten besucht. Nach erfolgter Verlesung des Statuts der neuen Central-Kasse wies der Vorsitzende, Herr A. Sander, darauf hin, daß das Statut von der kompetenten Behörde bereits genehmigt sei und daß der Vorstand der neuen Central-Kasse den berechtigten Mitgliedern der alten (ortstatutarischen) Berliner Gewerkschaft gegenüber von der Forderung des Eintrittsgeldes (1 Mark) und eines ärztlichen Gesundheitsattestes Abstand ge-

nommen habe. Nachdem er dann die Gründe dargelegt, welche jeden Kollegen, der noch die freie Wahl zwischen beiden Klassen habe, bestimmen müssten, der neuen freien centralisirten Hilfsklasse beizutreten, und das, was zu Gunsten der alten Gewerkschaft vorgebracht worden ist, als nicht stichhaltig erwiesen habe, schloß er mit der dringenden Mahnung an die Kollegen, ihren Beitritt zur Centralklasse anzumelden.

Eine Versammlung der Fabrikarbeiter tagte am Mittwoch Abend im Saale Sanssouci unter dem Vorhange des Herrn Densig. Der Herr Stadtverordnete, F. Gördt, referirte über das Thema: Wie verhalten sich die Fabrikarbeiter der neu zu gründenden Krankenkasse gegenüber? Referent kennzeichnete den Unterschied der zwischen einer Orts- und freien Hilfsklasse besteht und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß es noch immer Leute gäbe, die für Ortsklassen Propaganda machen könnten. Es wären dies aber besonders die Vorstände von Ortsklassen, welche besoldet würden. Ferner rügte Redner, daß die Ortsklassen keine Alterskassen hätten und ermahnt zum Schluß, unbedingt für freie Hilfsklassen zu agitieren, dies erfordere die Brüderlichkeit und Solidarität. — Die Versammlung trat in keine Diskussion ein, sondern genehmigte einstimmig folgende Resolution: Die heutige Versammlung erklärt sich voll und ganz mit dem Referenten einverstanden und verpflichtet sich, der neu zu gründenden freien Hilfskassen anzuschließen.

Am Schluß wurde noch bekannt gemacht, daß für Fabrikarbeiter, welche einer Klasse angehören und in die Central-Krankenkasse übertreten wollen, ärztliche Untersuchung und Altersgrenze wegfallen, doch müssen dieselben ihre Beitrittserklärung an nachstehende Herren schriftlich bis zum 1. November d. J. abgegeben haben: Densig, Boffenerstr. 36, Hof III, Bernicke, Albalberstr. 75, Köffel, Eisenbahnstr. 39, Spiller, Reughof-Str. 8. Die Beiträge normiren sich für die 1. Klasse 40 Pf., 2. Klasse 35 Pf., 3. Klasse 30 Pf., 4. Klasse 20 Pf., 5. Klasse 15 Pf. Die Unterstützung ist pro Woche 12 M., 14 M., 12 M., 8 M., 6 M., die beiden letzten Klassen sind für Frauen und jugendliche Arbeiter, die Unterstützung wird auch ein Jahr gewährt. Da die Statuten hoffentlich bis zum 15. September von der Regierung genehmigt zurück sein werden, so wird die Kasse bis zum 1. Oktober voraussichtlich ins Leben treten. Mögen die Beitrittserklärungen recht zahlreich eingehen auch aus verschiedenen Städten Deutschlands sind Anmeldungen zum Beitritt bereits eingelaufen.

Der Bezirksverein des werththätigen Volkes der Schönhauser Vorstadt hielt am Dienstag, den 12. August er seine regelmäßige Mitglieder-Versammlung in Meister's Lokal, Schönhauser Allee 161 ab. Derselbe sprach der Naturarzt Dr. Sperling in interessanter Weise über Naturheilkunde und erläuterte die verschiedenen Behandlungsarten der Wasserkur bei vorkommender Krankheit. Sodann kam er auf die Entstehungszeit der medizinischen Wissenschaft zu sprechen und theilte mit, daß die ersten Apotheken im 15. Jahrhundert gegründet seien; in Berlin entstand die erste Apotheke im Jahre 1488. Redner führte dann noch aus, daß das ganze bisherige medizinische Verfahren nicht richtig sei, und nur die Naturheilkunde allein die Krankheitsstoffe aus dem menschlichen Körper entfernen könne. Zum Beweis verlas er die Aussprüche von verschiedenen berühmten Ärzten zu Gunsten der Naturheilkunde, besonders hob er einen Ausspruch des Herrn Dr. Karl Bogt hervor. — Im Anschluß an diesen Vortrag wurden dann Fragen gestellt, die vom Herrn Referenten in der eingehendsten Weise beantwortet wurden. Zu einer Frage: „In welchem Verhältniß steht die Naturheilkunde zu den Reformen auf den übrigen Gebieten unseres sozialen Lebens?“, nahm Herr Schwennhagen das Wort und legte das Verhältniß klar. Zum Schluß wurde ein Antrag von Herrn Blaurock gestellt, eine Fuhpartie zum Sonntag, den 31. August zu veranstalten, welcher von der Versammlung angenommen wurde. Die nächste Versammlung findet Dienstag, den 26. August statt.

In der Versammlung des Verbandes deutscher Zimmerleute (Vollverband Berlin) am 13. d. hielt Herr Dr. Ranig einen Vortrag über Naturheillehre, wobei derselbe die Unterschiede zwischen Homöopathie, Allopathie und Naturheilkunde auseinandersetzte. Redner stellte die Behauptung auf, daß seiner Ansicht nach gänzlich ohne Medizin kurirt werden könne und gab auch verschiedene Beispiele aus seiner Praxis dafür an; besonders sei eine maßvolle und milde Diät mit gehöriger Jumentung von Luft, Licht und ganz besonders klaren guten Wassers anzuwenden. Nach des Vortragenden Aussage hat das Naturheilverfahren noch besonders den Vorzug großer Billigkeit. Außerdem betont Redner auch noch in Betreff der Medikamente, daß ein Mensch in gesundem Zustande das sicher nicht zu sich nehmen würde, was ihm als Kranken gereicht wird. Medikamente bewirken im Großen und Ganzen noch meist innere Nebenwirkungen, überhaupt lebe die Medicinalwissenschaft auch fortwährend im Kampfe, da die Medikamente fortwährend wechseln. Der Vortrag wurde beifällig entgegen genommen.

Die vorgestrige Sitzung des Bezirksvereins im 29., 30. und 31. Wahlbezirk verlief am Schluß der Debatte dem bekannten § 9 des Gesetzes vom 28. Oktober 1878 bei der Abstimmung über eine Resolution, welche den Abg. Grillenberger als Kandidaten für den 5. Berliner Reichstagswahlkreis empfahl.

Das Komitee der streikenden Arbeiter in Crimmitschau veröffentlicht folgenden Aufruf: An alle Menschenfreunde! Allgemein scheint man der Ansicht zu sein, daß seitens der Arbeitgeber (Spinnereien und Färbereien) Ende Juli propagirte Streife, eventuell der Arbeiterausfluß beendet sei. Dies ist jedoch nicht der Fall. 146 Arbeiter sind seitens der Arbeitgeber in die „schwarze Liste“ eingetragen worden. Diese 146 Arbeiter (darunter sehr viele Familienväter mit starker Familie) bekommen vor 1. September keine Arbeit wieder in den hiesigen, der Vereinigung angehörenden 30 Fabriken. Es ist dies zwar unerhört, aber wahr! Die Arbeitgeber haben sich gegenseitig bei Strafe gebunden, keinen von den „in die List“ erklärten 146 Arbeitern vor dem 1. September wieder in Arbeit zu nehmen, ob dann für die Ausgeschlossenen noch Arbeit vor-

handen, ist jedenfalls sehr zweifelhaft. Die Forderung der Arbeiter war sehr bescheiden: 11-12 stündige Arbeitszeit und eine kleine Lohnzulage. Bis jetzt betrug die Arbeitszeit 12 bis 14 Stunden, Der Lohn 6,50-13 M. Um nun mit den Arbeitern (letztere haben Alles gethan, um einen Streik zu vermeiden) zu verhandeln, hat man seitens der Arbeitgeber dieselben auf die Straße geworfen, ohne Rücksicht darauf, ob sie verhungern oder nicht. Nirgends in Deutschland sind die Arbeitgeber ihren Arbeitern so inhuman, so hart entgegengetreten, als hier in Crimmitschau; die Arbeiter batem um Arbeit, doch statt dessen warf man sie einfach zur Thür hinaus. 146 Arbeiter suchen Arbeit, gehen tagtäglich die Fabriken durch, in dem Glauben, solche zu erlangen, jedoch überall ein und dieselbe verlegende Antwort: „Wir dürfen Sie nicht annehmen, Sie müssen vier Wochen hungern!“ — Das unterzeichnete Komitee ist nun gewungen, an alle Menschenfreunde heranzutreten und um Unterstützung für die Gemathregelten zu bitten. Zeige ein Jeder dadurch, daß er ein Scherlein für die hungernden Arbeiter giebt, daß er mit der Herabsetzung der Arbeitszeit nicht einverstanden ist, sondern daß er mit den ausgeschlossenen und auf die Straße geworfenen Arbeitern sympathisirt. Menschenfreunde! Zeigt, daß ihr noch ein Herz habt, gebt was ihr wollt, ob Geld, ob Nahrungsmittel, die darbedenden Arbeiter sind Euch für Alles dankbar. Beschämt die Handlungsweise der Arbeitgeber! Ihr wißt, Hunger thut weh! Allen Gebern im Voraus herzlichsten Dank!

Crimmitschau, den 9. August 1884.
Das Komitee der streikenden Arbeiter.
S. A.
Herrn Bettelein, Vorsitzender.

Stuttgart, 11. August. (Pres. Btg.) Im Badischen Saal fand heute Abend eine außerordentlich zahlreich besuchte Versammlung statt, in welcher der Reichstags-Abgeordnete Bruno Geiser ein Referat erstattete über „das Recht auf Arbeit“. Der Redner erinnerte zunächst an jene Reichstags-Sitzung, in welcher der Reichszangler erstmals das Recht auf Arbeit proklamirte und damit im ganzen Hause, auf der Rechten ebenso wie auf der Linken — auch die Volkspartei sei nicht ausgenommen — Schreden und Entrüstung erregt habe und kritisirte sodann die von Richter entgegen jener Forderung Bismarcks aufgestellte Behauptung, daß die Besserung der Lage der Arbeiter von ihnen selbst und dem Fortschritt der Kultur abhängt. Der Grundgedanke des Rechtes auf Arbeit, führte er weiter aus, sei allerdings ein durchaus revolutionärer und Bismarck habe ihn selbst lediglich acceptirt, weil er dem übermächtigen Einfluß der Zeitströmung sich nicht zu entziehen vermochte, weil er weislicher als andere, und Dank den Belehrungen, die er von Männern wie Lothar Bucher, Schäffle u. empfangen, erkannt habe, daß zu Gunsten der arbeitenden Klasse etwas geschehen müsse, wenn nicht der ganze Volkskörper in unheilbaren Marasmus verfallen, wenn nicht schließlich auch die Mehrzahl des Volks in gefährlicher Weise Noth leiden soll. Die Durchführung des von Bismarck proklamirten Prinzips würde allerdings bedeutende Summen erfordern — unter einer Annahme von 300 000 Personen, die demaltes beschäftigungslos seien und für deren Unterhalt bisher täglich mindestens 100 000 M. erforderlich sind, würde sich bei einem Minimallohn von 2 M. ein Mehr von 500 000 M. täglich und 180 Millionen im Jahre ergeben, aber diese Summen seien bedeutend niedriger als z. B. die Kosten, die ein Krieg verursacht und sie würden sofort wieder unserer Industrie zu Gute kommen, die dadurch einen mächtigen Aufschwung gewinnen würde. An Arbeitsgelegenheit — Urbarmachung bisher ödlicher Landstrecken, Anlage von Kanälen u. s. w. — fehle es nicht. Allerdings müßte — und der Liberalismus sei sich darüber klar — das Prinzip des Rechtes auf Arbeit einmal voll durchgeführt, zur völligen Beseitigung und Auflösung der jetzigen Gesellschaft führen, aber diese verdiene kein anderes Schicksal und die Sozialdemokratie habe in ihren Bestrebungen einen mächtigen Bundesgenossen am Reichszangler selbst, der mit seinen gewaltigen Plänen des Tabakmonopols, der Eisenbahn-Verstaatlichung u. s. w. für das nämliche Ziel arbeite. Die Sozialdemokratie, schloß der Redner, nehme das Gute, ihren Zwecken entsprechende, woher es komme, auch von der Regierung, aber sie verlange und werde nach Kräften darauf hinarbeiten, daß dasselbe in ihrem Sinne zur Durchführung komme. Das Recht auf Arbeit wäre illusorisch, wenn nicht gleichzeitig ein Minimallohn festgesetzt und wenn die Organisation zur Durchführung jenes Grundgesetzes nicht eine wahrhaft demokratische würde, in der Weise, daß eine Reihe von Arbeitsämtern, etwa für jeden Reichstagswahlkreis eines, geschaffen würde, deren Beamte, ebenso wie der Arbeitsminister selbst, aus allgemeinen Wahlen, wie die Reichstagsabgeordneten, hervorgehen müßten. Sozialismus ohne demokratischen Geist taue ebenso wenig, wie eine Demokratie, welche, wie dies bei der Volkspartei der Fall sei, den sozialen Bestrebungen kühl gegenüber stehe. — Die Gannstatter Sozialdemokraten haben beschlossen, für die kommende Reichstagswahl den Reichstagsabgeordneten Bloß als Kandidaten im 2. württembergischen Reichstagswahlkreis aufzustellen.

An die Fabrikarbeiter in Berlin. Der Verein zur Wahrung der materiellen Interessen hält am Montag im Saale des Herrn Wohlhaupt seine regelmäßige Sitzung ab und ruft der Vorstand allen Fabrikarbeitern zu, sich zu organisiren und in Masse dem Verein beizutreten, wenn dieselben ihre Interessen wahren wollen. Ihre Verhältnisse sind gewiß keine beneidenswerthen und soll eine Regelung derselben stattfinden, so ist es unbedingt notwendig, daß eine Organisation geschaffen werde. Bieht vor Allen gegen den Indifferentismus zu Felde, denn der gerade ist der größte Gegner aller Organisationen.

Eine große Volksversammlung findet am Montag, den 18. August, Abends 8^{1/2} Uhr, im großen Saale von „Sanssouci“, Rottbuserstraße 4a statt. Referent: Herr Stadtverordneter Frey Gördt.

Im Arbeiter-Bezirksverein Glüdauf findet am Dienstag, den 19. August er, Abends 8 Uhr, im oberen Saale von

„Sanssouci“ eine Mitglieder-Versammlung statt. Tagesordnung: 1) Geschäftliches. 2) Vortrag des Herrn Frey Gördt über die Anlegung des Krankenkassengesetzes. 3) Verschiedenes. 4) Fragelasten. Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden angenommen.

Der Fachverein der Nähmaschinenarbeiter und Berufsgenossen hält am Sonnabend, den 16. d. Mts., Abends 8 Uhr, in Nies's Vereinshaus, Kommandantenstr. 71-72 eine Generalversammlung ab. T. D.: 1. Wahl eines zweiten Vorsitzenden, eines ersten Schriftführers und eines Kassiers. 2. Wahl einer Fachkommission. 3. Verschiedenes. 4. Bericht der Associations-Kommission. Statutenbuch legitimirt. 5. Aufnahme neuer Mitglieder.

Die Generalversammlung des Fachvereins der Möbelpolierer für Kastenarbeit findet Montag, den 18. August, Abends 8 Uhr, in Kellers Restaurant, Grüner Weg 29, statt. T. D.: Wahl eines 2. Vorsitzenden an Stelle des Herrn Nies. Bericht des Kassiers. Bericht des Vergütungs-Komitees. Verschiedenes und Fragelasten. Neue Mitglieder werden angenommen.

Verein zur Wahrung der Interessen der Korbmacher Berlins und Umgegend. Sonntag, den 17. August, Abends 9^{1/2} Uhr, bei Otto, Albalberstr. 21. T. D.: 1. Vortrag. 2. Wahl einer Kommission behufs Erhebung einer statistischen Festsetzung des Beitrags zur Wanderunterstützungskasse. 4. Vereinsangelegenheiten.

Vermischtes.

Unvorsichtige Diebe. In Genf ist man einer furchtbaren Dickschande auf die Spur gekommen. Am Sonntag Abend wurde beim englischen und italienischen Konsul eingebrochen. Im englischen Konsulat wurden Juwelen gestohlen und im italienischen ein Geldkasten aufgebrochen und seines Inhalts beraubt. An letzterem Orte liegen die Diebe ein noch neues Dretheisen liegen, das dann auch die Bande verrieth. Eine große Mühe konnte die Polizei ausfindig machen, daß dieses Instrument bei einem Schlosser in Daur-Vioes verfertigt worden war; einer der Polizeigenossen begab sich dann auch selbst zu dem Schlosser. Dieser erklärte dem Agenten, daß er ein zweites Dretheisen habe anfertigen müssen, und daß derselbe jeden Augenblick abgeholt werden könne. Nach einiger Zeit kam auch ein gewisser Bertoni, Raffest genannt, von Bielle (Niemont), der das Instrument holen wollte. Der Polizeigenosse bat Bertoni, ihm Aufschluß über den Gebrauch des Dretheisens zu geben; nun mußte der Italiener wohl oder übel die Wahrheit sagen. Seine Verhaftung zog auch noch die von 4 seiner Spießgesellen nach sich.

Budapest, 12. August. Die Reihe der sensationellen Ereignisse bei der Postexpedition will sich nicht schließen. Nach die die Affäre des 250 000 Gulden und des 30 000 Gulden Diebstahls in tiefstes Dunkel gehüllt und schon ist ein neuer Versuchswind einer großen Postsendung auftritt, welches nicht verfehlt wird, allenthalben Aufsehen zu erregen. Ein gelbes von hier nach Wien cartirter und abgesetzter Postbeutel mit rekommandirten, Erpreß- und kleineren Geldbriefen ist heute in Wien nicht angekommen und bis nun ist auch keine Nachricht über dessen Einlangen gelangt. Die für Wien bestimmten rekommandirten und Erpreßbriefe wurden gestern Abends in einen großen Postbeutel gethan. Der Beutel wurde verschlossen und mittels Cariol nach Ofen zum beschleunigten Personenzuge Nr. 2 (Budapest-Szöny-Wien) geschickt, wo derselbe von der Postambulanz Nr. 13 ordnungsmäßig übernommen und im Stundenpasse befähigt wurde. Heute Mittags langte ein telegraphisches Aviso der Wiener Postdirektion an die hiesige Postdirektion ein, in welcher das Nichteintreffen des für Wien bestimmten Postbeutels anwirft wurde. Eine weitere Nachricht fehlt und kann immerhin noch eine Verschickung oder eine unrichtige Abgabe des Postbeutels in Raab vorausgesetzt werden. Unter den rekommandirten Schreiben befanden sich zahlreiche Briefe hiesiger Bank-Institute, welche Checks und Anweisungen über große Beträge und Baargeld enthielten. Die erforderlichen Recherchen sind angeordnet worden.

Kirschen- und Pflaumenkerne. In Frankreich werden Kirschen und Weicheln, wie auch Pflaumen und Zwetscheln vielfach zu Kompotts, Backmehl u. dergl. benutzt. Die französischen Hausfrauen sammeln davon die abfallenden Kerne, und im Winter, wenn die offenen Kaminfeuer brennen, werfen sie eine Hand voll davon auf die Kohlen. Dieselben krachen in einem Augenblick, brennen hell auf, und dann füllt sich das Zimmer mit einem köstlichen Geruch.

Pietät! Turgenjow's Tagebuch, dessen Vernichtung der Dichter ausdrücklich gewünscht hat, soll nun doch nachher in einer russischen Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangen. In die Erben gehen so weit, sogar die Briefe, welche der berühmte Dichter von befreundeten russischen Schriftstellern erhalten hat, veröffentlicht zu wollen, wobei zu bemerken ist, daß die bevorstehende Publikation den Beteiligten nichts weniger als unangenehm sein dürfte. Gibt es denn keinen Reichstags für den letzten Willen Verstorbener?

Die Buchbinder von Philadelphia beschäftigten 5000 Personen und produzierten im vergangenen Jahre 22 000 000 M. Waare.

Neueste Nachrichten.

Rasan, 14. August. Heute früh explodirte eine Pulverfabrik und legte 5 angrenzende Gebäude in Brand. Von den Arbeitern der Pulverfabrik haben zehn das Leben eingebüßt.

Briefkasten der Redaktion.

J. R. Waldemarstraße. Sie haben wohl vergessen, was Sie geschrieben haben, bemühen Sie sich doch einmal gefälligt zu uns, dann können Sie sich selbst überzeugen. Zu Uebri gen besten Gruß und in Zukunft nicht so überechnend sein!

Theater.

Freitag, den 15. August.

Opernhaus: Der Freischütz.
Schauspielhaus: Keine Vorstellung.
Deutsches Theater: Geschlossen.
Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater: Der lustige Krieg.
Wallner-Theater: Hotel Blancmignon.
Ostend-Theater: Ein Gottesurtheil.
Walhalla-Operetten-Theater: Ranon.
Kuisenstädtisches Theater: 106. Opern-Vorstellung. Benefiz für Herrn v. Schmiedel. Die Stimme von Portici.
Bellesalliance-Theater: Buchholzens.

Arbeitsmarkt.

Steinmühl-Plattenschneider v. Hesse, Marlsruferstr. 50, 2 S. [529
Ein Fellenhauerh. w. verl. Bückerstr. 10. [575
Geübte Wollhändlerinnen finden dauernde Beschäftigung Klosterstraße 24, I. [568]

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, 16. August, Abds. 8^{1/2} Uhr, Neue Grünstr. 28. Außerordentliche Generalversammlung. T. D.: Wahl des zweiten Kassiers und zwei Ersatzmänner. Anträge. Verschiedenes u. Fragelasten. Quittungsbuch legitimirt. Der Vorstand.

Mitglieder-Versammlung

des Vereins

zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter findet Sonnabend, den 16. d. M., Abds. 8^{1/2} Uhr, Kommandantenstraße 77-79 in den Graunweil'schen Bierhallen (unterer Saal) statt.
Vortrag des Schriftstellers Herrn Schwennhagen „Ueber die notwendigsten Reformen des Schulunterrichts“. — Verschiedenes und Fragelasten. — Aufnahme neuer Mitglieder.
Die Billets zum Stiftungsfest, welches am 6. September in Sanssouci stattfindet, sind in der Versammlung zu haben, auch bei folgenden Herren: Roth, Albalberstr. 6, Hof III, Arndt, Körnerstr. 15, II, Arnhold, Köpnickstr. 181, III, Schiefelbein, Wilhelmstr. 53, Hof II. [574]

Sonntag, den 17. d. M., Morgens 10^{1/2} Uhr, Große öffentliche

Versammlung der Buchbinder

und verw. Berufsgen. in der „Beil. Flora“, Gr. Friedrichstr. 218. T. D.: „Ist die Forderung eines Minimallohnes von 18 M. gerechtfertigt u. wie wollen wir diese Forderung geltend machen?“ Referent Friedr. Michelsen. Das Correferat hat ein Buchbindermeister übernommen. — Alle Meister und Fabrikanten sind brieflich eingeladen, daher alle Mann am Platz. [571] Die Lohnkommission.

Verantwortlicher Redacteur H. Cronheim in Berlin. Druck und Verlag von Max Bading in Berlin SW., Beuthstraße 2.

Die Buchdruckerei

von

MAX BADING

Beuthstrasse 2

empfiehlt sich

zur Anfertigung sämtlicher

Druckarbeiten,

in geschmackvoller Ausführung zu soliden Preisen.

Die statistischen Wahltafeln

sind soeben erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstr. 44, zu haben.

Hierzu eine Beilage

Der ortsübliche Tagelohn gewöhnlicher Tagelöhner.

Überall im deutschen Reiche werden jetzt — oder sind zum großen Theil schon — die Sätze des „ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagelöhner“ nach Vorschrift des Reichsgesetzes betr. die Krankenversicherung der Arbeiter beauftragt, die Berechnung des Krankengeldes u. von den Behörden festgestellt.

Diese Sätze gewähren denjenigen, welche sich mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigen, ein lebhaftes Interesse, fordern zu einer öffentlichen Besprechung auf und führen unwillkürlich zu Betrachtungen, welche weit über den nächstliegenden Zweck jener Feststellung der Tagelohnsätze hinausgreifen.

Zunächst einige Worte über die Art der Ermittlung des Tagelohnes. Das Gesetz schreibt vor, daß nach Anhörung der Gemeindevorstände die höheren Verwaltungsbehörden die Sätze festzustellen haben, daß übrigens in gewissen Zeiträumen die Sätze einer Revision unterzogen werden sollen. Der Vorschrift entsprechend haben im Laufe des Winters die Gemeinde- und Gemeindevorstände über die in Betracht kommenden Verhältnisse Bericht erstatten müssen. Auf Grund dieser Berichte wird alsdann ein durchschnittlicher Satz von den Behörden angenommen und festgesetzt worden sein.

Nun ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß nicht der durchschnittliche Jahresverdienst, noch den jährlichen Arbeitstagen berechnet, in Berücksichtigung zu ziehen war, sondern daß der für den jeweiligen Arbeitstag wirklich gezahlte Tagelohn maßgebend sein mußte, weil das Gesetz die Pflicht zur Versicherung gegen Krankheit nur an die Thatsache der Arbeit anknüpft, so daß die arbeitslos verlebte Zeit des Arbeiters keinen Einfluß auf die Tageslohnberechnung beizubringen vermag. Die Krankenversicherungsbeiträge und des Krankengeldes ausbleiben.

Durchweg erscheint nun der Tagelohn auf dem Lande geringer als in den Städten und deren Umgebung. Dies hat darin seinen Grund, daß auf dem Lande nicht nur neben dem Lohn Naturalien gewährt werden, sondern daß auch der gewöhnliche Tagelöhner derselben durchschnittlich billiger wohnt und vielfach durch Bebauen von Land zu eigener Nutzung und Nebenwerb hat, Umstände, welche bekanntlich einer Erleichterung des Lohnes hinderlich sind, der Regel nach aber den Arbeiter dennoch günstiger stellen als den Arbeiter in den Städten und städtisch bebauten Orten, zumal da jener Nebenwerb auf dem Lande (Anbau von Feldfrüchten und Viehhaltung) vielfach durch die Familienangehörigen beschafft wird, ohne diese dem häuslichen Leben zu entfremden oder anderen Arbeitern die Arbeitszeit zu schmälern. — In Bezug auf die Leistungen der Krankenversicherung haben indessen jene niedrigeren Sätze manches Bedenkliche für die Beteiligten, nämlich für die Versicherungspflichtigen sowohl im Fall ihrer Erkrankung, wie auch für die Gemeinden selbst. Arbeiter, welche den landesüblichen niedrigen Tagelohn beziehen, bedürfen im Falle ihrer Erwerbsunfähigkeit zu ihrer und ihrer Familie Unterhalt eine relativ höhere Beihilfe, als Arbeiter mit höherem Tagelohn. Letzterer kann allentfalls mit der Hälfte des Tagelohns nothdürftig auskommen, wenn diese Hälfte auf M. 1,25, ja selbst nur M. 1 sich beläuft, er also für die Woche zu 6 Arbeitstagen M. 7,50 resp. M. 6 Krankengeld erhält. Der für einen Tagelohn von M. 1,50 Arbeitende erhält aber nur 75 Pf. tägliches Krankengeld; er muß also mit dem sechsfachen dieser Summe, also mit M. 4,50 während einer Woche auskommen, oder wenn ein zweiter Festtag in die Woche fallen sollte, mit nur M. 3,75. Ohne Zweifel wird dieser Umstand schon in der nächsten Zeit nach Einführung des Krankenversicherungsgesetzes zu vielfachen Beschwerden führen. Ohne Schwierigkeit werden solche Beschwerden indessen dadurch beseitigt werden können, wenn gesetzlich angeordnet werden sollte, daß zur Berechnung des Krankengeldes u. f. w. der Gemeindefrankenlohn ein geringerer Tagelohnsatz als täglich etwa 2 M. angenommen werden darf. Eine solche Festsetzung würde sehr

wohlthätig wirken. Da alsdann den Erkrankten ein Krankengeld von mindestens 1 M. anstatt des entbehrten Arbeitslohnes gesichert wird, ohne daß irgendwo oder unter irgend welchen Verhältnissen die Ausbringung der Beiträge zur Krankenkasse (bei 2 M. Tagelohnsatz 3 Pf. für den Arbeitstag, davon bei Versicherungspflichtigen 2 Pf. aus dem verdienten Lohn, 1 Pf. Zuschuß vom Arbeitgeber) beschwerlich fallen dürfte.

Andererseits ist auch für die Gemeinde- und Ortskrankenkassen ein niedriger Tagelohnsatz deshalb von Nachtheil, weil sie, die nach einem Prozentsatz dieselben Beiträge empfangen, neben dem procentuellen Krankengeld freie ärztliche Behandlung, Arznei u. f. w. gewähren müssen. Die letztere Leistung verursacht aber ohne Rücksicht auf die Beiträge gleiche Kosten, kann also da den Bestand der Kassen gefährden, wo bei niedrigeren Tagelohnsätzen nur niedrige Beiträge eingezahlt werden und die Kosten des Arztes und der Arznei nicht decken. Freilich können die Gemeinden und die Vorstände der Ortskrankenkassen die Beiträge der Pflichtigen im Falle des Bedarfs erhöhen. Dies ist indessen ein Schritt, den zu vermeiden man dringende Veranlassung hat, um das ohnehin so künstliche System des Reichsgesetzes betr. die Krankenversicherung der Arbeiter nicht noch mehr zu verwirren.

An verschiedenen Stellen wird darüber Klage geführt, daß für den ortsüblichen Tagelohn, wie er nach Vorschrift des Reichsgesetzes betr. die Krankenversicherung der Arbeiter festgesetzt sei, zu hohe Sätze angenommen worden.

Betrachten wir die Gründe, welche zu solchen Beschwerden geführt haben.

Es wird gesagt, die festgesetzten Tagelohnsätze entsprächen nicht den wirklich bestehenden Tagelöhnen. Dene Sätze würden vielfach nicht erreicht und der ortsübliche Tagelohn „gewöhnlicher Tagelöhner“ sei durchschnittlich niedriger.

Es ist ferner die Meinung ausgesprochen, daß selbst wenn der festgesetzte Tagelohn den meisten der wirklich gezahlten Lohnsätze entspräche, die Verwaltungsbehörde nicht die höheren Sätze hätte zu Grunde legen, sondern mehr auf die mittleren oder gar geringeren Lohnsätze hätte Rücksicht nehmen müssen. Und zwar dies deshalb, um die Beiträge zu den anzuordnenden Kassen nicht allzu hoch ausfallen zu lassen, vornehmlich aber, um den bereits gegründeten Krankenkassen insofern ihren Bestand zu sichern, daß sie thunlichst in die Lage zu setzen seien, das zu leisten, was die Gemeindefrankenversicherung leistet (nämlich ein Krankengeld zur Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes nebst freier ärztlicher Behandlung, Arznei u. f. w. für 12 Monate gegen Erhebung einer Zulage von 1½ Prozent des ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagelöhner).

Nun ist allerdings wahr, daß es vielleicht einigen der jetzt blühenden Krankenkassen dort, wo der Tagelohnsatz ein verhältnismäßig höherer ist, schwer werden wird, ihren Mitgliedern zu zahlen, was diese mindestens bei der Gemeindefrankenversicherung oder durch die behördlich geleiteten künftigen Ortskrankenkassen erhalten würden. Allein wir haben die feste Ueberzeugung, daß dagegen für die große Mehrzahl der von ihren Mitgliedern selbst verwalteten, freien Kassen (mögen es nun eingeschriebene Hilfskassen oder andere nach Landesvorschrift errichtete Kassen sein) nicht nur die Möglichkeit vorliegt, die Leistungen, die das Gesetz von ihnen verlangt, zu gewähren, sondern daß mittelbar das Gesetz zu ihrem Vortheil gereichen wird, indem unzweifelhaft die Zahl ihrer Mitglieder zunehmen und damit die Existenzfähigkeit gesichert werden wird.

Es kommt hinzu, daß denn doch die Leistungen aller Krankenkassen — mögen es die auf Grund des Gesetzes von 1883 zu organisirenden Kassen mit Beitrittszwang (die sog. Zwangskassen) oder die freien Hilfs- und anderen Kassen sein — den erkrankten Mitgliedern einen ausreichenden Ersatz für den entbehrten Tagelohn im Falle der Erkrankung oder Erwerbsunfähigkeit (außer ärztlicher Behandlung u. f. w.) gewähren müssen, wenn sie ernstlich ihrem Zweck entsprechen sollen. Die Mitglieder aller dieser Kassen müssen da-

hin streben, ihre Einrichtungen so zu treffen, daß ihren durch Krankheit erwerbsunfähig gewordenen Genossen jene Hilfe gewährt werde, und daß insbesondere Orts-, Fabrik-, eingeschriebene Hilfs- und andere Kassen Beihilfen für eine reichlich längere Zeit gewähren, als wie solches für die Gemeindefrankenversicherung vorgeschrieben ist. Selbst eine mäßige Erhöhung der Beiträge, wenn solche sich nothwendig zeigt, darf in dieser Beziehung nicht scheitern werden, darf nicht das Mißvergnügen der Kassenmitglieder erwecken.

Als einen ferneren Grund gegen die höheren Sätze des Tagelohnes hört man zuweilen die Befürchtung aussprechen, daß selbige manche Mitglieder von Krankenkassen zu Täuschungen und zu Vorspiegelungen von Krankheiten oder Schwachzuständen führen könnten, um nicht arbeiten zu müssen, aber doch nothdürftig zu existiren. Für einzelne Fälle mag diese Befürchtung berechtigt sein. Mißbräuche bestehender Einrichtungen kommen überall vor. Aber dieser Umstand darf denn doch wahrlich nicht dahin führen, die weit überwiegend große Zahl der gewissenhaften Kassenmitglieder zu benachtheiligen. Auch ist denn doch bei guter und sorgfältiger Organisation der Verwaltung die Möglichkeit vorhanden, durch geeignete Kontrollmaßregeln etwaige Mißbräuche, wenn auch vielleicht nicht völlig zu verhindern, so doch auf vereinzelte, und dann die Kasse wenigstens nicht gefährdende Fälle zu beschränken.

lokales.

Veim Ausrichten der gelegten Trottoir-Platten wird trotz vielfacher Mahnungen der Presse noch immer mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen die Passanten vorgegangen. Das Behauen der vordringenden Kanten an den gelegten Granitplatten erfolgt auf den Trottoirs mit der größten Ungeheuerlichkeit und ohne jede Schutzmaßregel gegen die Vorübergehenden. Die kleinen Steinplitter fliegen umher, treffen schmerzhaft auf Hals und Gesicht und müssen dem Auge im höchsten Maße gefährlich werden. Wer sich am Mittwoch beim Vorübergehen an der Schlossfreiheit, zwischen dieser und der Schlossbrücke die Mühe nahm darauf zu achten, der konnte bemerken, wie zwei von je drei Vorübergehenden von den Schlitzen getroffen wurden, welche bei der Arbeit an den Trottoir-Platten umherflogen. Den Arbeitern kann man keine Vorwürfe deswegen machen, höchstens empfiehlt sich Zwang gegen fahrlässige Unternehmer wegen geeigneter Schutzvorrichtungen. Aber man wird voraussichtlich auch hier den Brunnen erst wieder ausdornen, wenn das Kind hineingefallen, d. h. irgend eine Respektsperson verunglückt ist.

Mangel an Rindfleisch. Die Pflicht einer Krankenhausverwaltung, die Familie eines in der Heilanstalt aufgenommenen Kranken von dessen nahem oder erfolgtem Ableben sofort zu benachrichtigen, wird wohl von keiner Seite angezweifelt werden. Ueber eine solche Unterlassung wird dem „V.“ aber eine gegen die Direktion des Elisabeth-Krankenhauses in der Ligonistraße gerichtete Beschwerde mitgetheilt. In dieser Anstalt hatte der Zimmerpolier Heide aus der Thierstraße 11 Aufnahme gefunden, als derselbe durch den Sturz von einem Baugerüst verunglückt war. Als der Sohn des Heide seinen Vater zum ersten Mal nach der Aufnahme besuchte (es war an einem Mittwoch), lebte derselbe noch. Am Sonnabend darauf aber wurde ihm, als er wieder nach seinem Vater sehen wollte, mitgetheilt, „letzterer sei gestorben und auch bereits begraben.“ Man händigte dem Sohne die Hinterlassenschaft des Verstorbenen ein und entschuldigte die Unterlassung von der Todesnachricht damit, „der Beamte habe die Thierstraße nicht finden können.“ Eine Veröffentlichung dieses Vorkommnisses dürfte in ähnlichen Fällen wohl dazu führen, die betreffenden Beamten etwas „Andiger“ zu machen.

Eine Pflegemutter. Durch einen groben Vertrauensbruch ist die Hedwig Luegeres um ihr sauer erspartes Geld gekommen. Als außerordentliches Kind geboren, wurde dieselbe von ihrem anderweitig verheirateten Vater in Pflege genom-

Die Verbannung nach Sibirien.

Von Fürst Krapotkin.)

Uebersetzt von Ad. Heyner.

(„Frankf. Btg.“)

Nicht umsonst hat das Wort „Katorga“ (harte Arbeit) eine so schreckliche Bedeutung in der russischen Sprache erlangt und ist gleichbedeutend geworden mit den schrecklichsten Qualen und Leiden. „Ich kann nicht länger dieses Katorga-Leben ertragen.“ dieses Leben körperlicher und moralischer Leiden, nicht-würdiger Beleidigungen und grausamer Verfolgungen, dieses Leben voller Anstrengungen, die über menschliche Kräfte hinausgehen, — sagen die Leute, die zur Verweisung gebracht werden, ehe sie in die Verückung kommen, ihrem Dasein durch Selbstmord ein Ende zu machen. Nicht umsonst, sage ich, hat das Wort „Katorga“ diese Bedeutung erlangt, und Alle, die die Aussichten der „zu harter Arbeit in Sibirien“ Verurtheilten ernstlich untersucht haben, sind zu dem Schluß gekommen, daß jene Bedeutung des Wortes „Katorga“ der Volksauffassung entspricht. In früheren Aufsätzen habe ich die Reise, die zur Katorga führt, beschrieben. Jetzt wollen wir einmal die Lebensverhältnisse der Verurtheilten in den Arbeitskolonien und Gefängnissen untersuchen.

Bis vor 15 Jahren wurden fast alle die 1500 Leute, die alljährlich zu harter Arbeit verurtheilt wurden, nach Ost-Sibirien geschickt. Ein Theil davon wurde in den Silber-, Eisen- und Goldgruben des Distrikts Nerchinsk, oder in den Eisenwerken von Petrowsk (nicht weit von Khabiva) und Irkutsk, oder in den Salzwerken von Ussolje und Ustut beschäftigt; einige in einer Tuchfabrik in der Nähe von Irkutsk, der Rest ward in die Goldgruben, oder vielmehr Goldwäschereien von Kara geschickt, wo sie gefaselt waren, die üblichen „100 Pud“ (3200 Pf.) Gold für das „Kabinett Sr. Majestät“, d. h. für die Privatbörse des Zaren, auszu-

graben. Die schrecklichen Erzählungen über die unterirdische Arbeit in den Silber- und Bleigruben, unter den schrecklichsten Lebensverhältnissen, unter der Peitsche der Aufseher, welche jeder 10 Mann antrieb, so viel Arbeit zu leisten, wie kaum die doppelte Anzahl hervorbringen könnte; die Erzählungen über die Verurtheilten, die im Dunkeln arbeiten mußten, mit schweren Ketten belastet, die an Eisenstangen festgenietet waren; über Leute, die an den giftigen Grubendünsten starben; über Gefangene, die zum Tode verurtheilt wurden oder unter 5 bis 6000 Authenbuben starben, die ihnen auf Befehl von Ungeheuern wie Kozguldeeff zuertheilt wurden — alle diese wohlbestimmten Geschichten sind nicht der Erfindung phantastischer Schriftsteller zuzuschreiben, sondern wahrheitsgemäße, historische Erinnerungen einer traurigen Wirklichkeit, und zwar keiner sehr fernem Vergangenheit, denn noch leben Leute, die von Nerchinsk zu erzählen wissen.

Noch viele Sätze dieser schrecklichen Vergangenheit haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Die Silberbergwerke Katorga und Alexandrowsk sind wegen ihrer Gesundheitsgefährlichkeit (in Folge der arsenischen Ausströmungen aus dem Erz) immer berüchtigt gewesen; nicht nur die Menschen, sondern das Vieh litt darunter und die Bewohner dieser Dörfer waren genöthigt, ihr Jungvieh in den Nachbardörfern aufzuziehen. Wie im ganzen Distrikt Nerchinsk, so ist besonders in den von Verurtheilten ausgebeuteten Bergwerken Schalstama und Saltama das Silbererz quecksilberhaltig; daher versuchte die Regierung, aus diesen Gruben Quecksilber zu schafsen. Ebenso waren stets die Silbergruben von Katurg als gesundheitsgefährlich berüchtigt.

Jedermann in Ost-Sibirien kennt die schrecklichen Storbüch-Epidemien, welche in den Kara-Goldgruben 1857 ausbrachen, wobei nach den amtlichen Berichten des Herrn Maximoff, von 17 000 Verbannten nicht weniger als 1000 im Laufe eines Sommers starben; ebenso bekannt ist, daß die Behörden, als sie sahen, daß Niemand im Stande sei, die üblichen „100 Pud“ auszugraben, die Leute über ihre Kräfte, ohne Rast und Ruh, arbeiten ließen, bis elliche todt hinfelen. Und später, 1873, haben wir eine ähnliche Epidemie und aus derselben Ursache stammend, im Distrikt Jenissei ausbrechen sehen, die hunderte von Menschenleben kostete. Die Tortur, das gerichtliche Verfahren, ist ein wenig geändert worden, aber die Hauptfache, die „Katorga“, ist bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben.

Während der letzten 20 Jahre sind nun mit dem System der harten Arbeit folgende Veränderungen vorgenommen worden. Nachdem jetzt die reicheren Nerchinsk-Gruben ausgebeutet sind (denn 1860—63 ergaben sie nur 5 bis 7 Pud jährlich, statt 220—280), hat man sie liegen lassen. Die Goldwäschereien erweisen sich auch nicht mehr gewinnbringend genug, und so veranlagten die Bergwerks-Autoritäten das Kabinett, die Gruben jenes Distrikts an Privatunternehmungen abzutreten; die Krone behielt nur die Gruben am Kara-Fluß

und eine Zollgebühr von den Schilkominen, sehr reichen Bergwerken, deren Inhalt natürlich erst nach der Publizierung des Gesetzes, betreffend die Ueberlassung an Privatunternehmer, entdekt wurde. Nun mußte die Regierung also für die Sträflinge andere Arbeit finden. So wurden also die „Centralgefängnisse“, die ich schon früher einmal beschrieben habe, erfunden. Die zu harter Arbeit nach Sibirien Verurtheilten bleiben jetzt nur ungefähr ein Drittel ihrer Strafdauer in diesen Gefängnissen. Die Zahl dieser Unglücklichen, denen die „Katorga“ in Sibirien als Vinderung erscheint, beträgt ungefähr 5000.

Die 1800 bis 1900, die jährlich nach Sibirien verschickt werden, unterliegen verschiedenen Behandlungsarten. Ungefähr 2700 bis 3000 Gefangene sind stets in den Hartarbeitstrafanstalten von West- und Ost-Sibirien eingeschlossen, während der Rest entweder nach den Kara-Goldwäschereien oder den Salzgruben von Ussolje und Ustut oder nach den Kohlengruben der Insel Sakhalin transportirt wird.

Und da nun die wenigen Kron-Bergwerke in Sibirien nicht im Stande sind, 10 000 Verurtheilte zu beschäftigen, so verpachtet man die Leute jetzt an Privat-Goldwäschereien. Es ist erklärlich, daß je nach der Laune des Vorgesetzten und der Härte des Gefangenen die Strafe des Letzteren verschieden ausfällt. Der Eine sitzt unter den „Pletes“ (Hieben mit der neunschwänzigen Kasse) von Kara oder Ustut und der Andere lebt gemächlich in Gold-Bergwerken eines Freundes als „Aufseher“ und wird an Sibirien nur durch das lange Ausbleiben der Nachrichten von Hause erinnert. Abgesehen von diesen Ausnahmen-Vergünstigungen und einigen minderbedeutenden Unterschieden kann man die zu harter Arbeit Verurtheilten in 2 Kategorien theilen: in Solche, die in Goldbergwerken, und Andere, die in Salzgruben beschäftigt werden.

Das Schicksal der Ersteren ist nun das der Gefangenen in den russischen „Centralgefängnissen.“ Der sibirische Zuchmeister mag, wenn er die Anassen peitscht, eine Pfeife statt einer Cigarette rauchen, und vielleicht eine Lederpeitsche statt Birkenruten benutzen, und die Gefangenen prügeln, wenn seine Suppe verdorben ist, während des russischen Zuchmeisters schlechte Laune von einer unergiebigen Jagd abhängt: für den Sträfling ist das Resultat das gleiche. In Sibirien wie in Rußland folgt auf den Zuchmeister, der mitleidlos peitscht, Einer, der seinen Fäusten freies Spiel läßt und die letzte Kupfermünze seiner Gefangenen stiehlt. Wird zufällig einmal ein anständiger Mann Gefängnißverwalter, so wird er bald von dem Vorken verjagt, auf dem anständige Leute als „Gemeinschaden“ gelten.

Nicht besser ist das Schicksal der 2000 Leute, die in den Kara-Goldminen arbeiten. Vor 20 Jahren schilderten die amtlichen Berichte das Gefängniß zu Ober-Kara als ein altes, baufälliges Blauholz-Gebäude auf Sumpfund, das durch die langjährige Ueberfüllung mit Gefangenen vor

*) Gegenüber den schönfärbigen Vorträgen, die Dr. Brehm vor einigen Monaten in Amerika über das Loos der sibirischen Exilanten hielt, dürfte nachstehende Schilderung seitens eines der kompetentesten Beurtheiler, der selbst das Schicksal des Exils dort zu erleiden hatte, augenblicklich wohl am Platze sein. Es ist etwas Anderes, ob ein nicht lange verweilender Besucher Sibiriens durch das Verschönerungsglas der offiziellen Information ansieht, oder ob ein Verurtheilter aus eigener Erfahrung spricht. Es soll nicht gesagt sein, daß Dr. Brehm ausschließlich oder wesentlich eine Unwahrheit verbreitet, sondern nur, daß ihm lediglich die Dickschichten gezeigt wurden, die Schattenseiten, die düstere Wirklichkeit aber vielfach unbekannt geblieben. So geht es allen Reisenden und überall. Um Land und Leute vollkommen richtig zu schildern, genügt keine „Reise“, sondern nur ein langjähriger Aufenthalt. Der Uebersetzer.

und erzogen, zog dann in Dienst und ging vor Jahresfrist auf Zureden ihrer Pflegemutter, der Ww. Regler, geb. Buchwald, Hedemannstr. 2, nach dem Tode ihres Vaters wieder zu derselben zurück, um bei ihr die häuslichen Arbeiten zu verrichten, und verdiente sich nebenbei durch Austragen von Zeitungen beim Zeitungsbesitzer Herrn Arnold etliche Thaler, welche sie für die körperliche Verpflegung an ihre „Pflegermutter“ abführte. Ihre natürliche Mutter hatte nach Kräften für ihr armes Kind gesorgt und von dem durch ihrer Hände Arbeit erzielten Verdienst die Summe von 3 Thalern erspart, die sie auf der städtischen Sparkasse deponirte und das betr. Sparlassenbuch Nr. 51490 ihrer Tochter ausshändigte, damit dieselbe in späteren Jahren einen kleinen Nothspennig habe. Dieses Sparlassenbuch wurde nun der Pflegemutter übergeben damit dieselbe es in sichere Verwahrung nehme. Als im Laufe des Jahres die Duesgewes mehrmals ihr Buch verlangte, wurde ihr dasselbe stets unter allerlei Ausflüchten vorenthalten, bis ihr vor einigen Tagen durch Zufall dasselbe in die Hände kam; wobei sie die traurige Entdeckung machte, daß die deponirte Summe nach Abzug von 10 Thalern, die sie selbst entnommen, bis auf den kleinen Rest von 12 Mark erhoben sei. In ihrer Noth vertraute sie sich Herrn Arnold an, welcher sofort das Kuratorium der Sparkasse in Kenntniß setzte mit dem Ersuchen, das betr. Buch im Falle des Präsentirtwerdens anzuhalten. Die Duesgewes begab sich zur Polizei und in Begleitung eines Schutzmannes in die Wohnung der Regler, um die Herausgabe des Sparlassenbuches zu erwirken. Die Regler war aber nicht anwesend, weil sie zu derselben Zeit nach der Sparkasse war, um auch noch den letzten Rest des Geldes zu erheben! Dort wurde das Buch sofort angehalten, wodurch der Betrug zur Geltendmachung wurde, da die Betrogene schwerlich jemals wieder zu ihrem Gelde kommen wird, so wird die Sache jedenfalls dem Staatsanwalt übergeben werden.

Die Kur mit dem Kagenfell. In einer hiesigen größeren Tischler-Werkstatt erkrankte einer der Arbeiter und die Symptome der Krankheit deuteten mit einiger Sicherheit auf den Beginn der Schwinducht, dem unheimlichen, aber befähigenden Gait der Holzarbeiter-Werkstätten. Mit Bedauern vernahm die Kollegen des Erkrankten die Kunde, und einer derselben, ein gemüthvoller Schlesier, offenbarte dem Kranken ganz im Geheimen und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, daß er ein unfehlbares Mittel gegen dieses Uebel kenne: der Kranke müsse sich ein frisch abgezogenes Kagenfell mit der noch warmen Innenseite auf die Brust legen und dasselbe 24 Stunden so liegen lassen. Die Berliner Arbeiter sind im Allgemeinen nicht abergläubisch und auch keine Geheimnissfreunde, aber daß die Kagenfelle sehr elektrisch sind, ist bekannt und schließliche konnte die Kur doch auch gerade nicht schaden; dabei redete der kleine Schlesier so eindringlich und mußte alle Bedenken zu beseitigen. „Nächst fehlt es an einer Kage“, meinte der Kranke; „Ach, die hats massenhaft hier auf dem Holzplatz“, entgegnete der Kleine, und als der Zustand des Kranken sich plötzlich verschlechterte und dieser zu Bette liegen mußte, erschien gleich am ersten Abend der Schlesier mit einer gefangenen Kage im Sack. In der Wohnung des Kranken traf er zufällig außer diesem Niemanden an und schnell erledigte er in der Dunkelheit das blutige Geschäft. Bald umhüllte des unglücklichen Katers Fell die Brust des Kranken, während sein jämmerlicher Kadaver beim schleunigen Hinauswerfen aus dem Küchenfenster an einem benachbarten Haune hängen blieb, wo ihm noch die Ehre wiedertuhr, für einen Hagen gehalten zu werden, und wer weiß was noch passirt wäre, wenn nicht der Hofhund ihn sich einverleibt hätte. — Inzwischen lag der Kranke mit den getheiltesten Empfindungen in seinem Bett. Bald stellte sich ein heftiger Schweiß ein und bald darauf ein ebenso empfindliches, unerträgliches Jucken. Als die Familie des Kranken zurückkehrte, erklärte dieser sich außer Stande, die Kur vierundzwanzig Stunden lang auszuhalten. Als nun die Sache bei Licht gesehen wurde, da zeigte sich, daß der todte Kater mit zehlfachen Parasiten besetzt gewesen war, die bei der schnellen Prozedur keine Zeit gefunden hatten, ihre Wohnsitze aufzugeben und nun in hellen Haufen auf dem Körper und im Bett des Kranken davonmarschirten. Die allgemeine Ueberaschung kann man sich denken, und als am nächsten Abend der hülfsbereite Schlesier sich nach dem Verlaufe der Kur erkundigen wollte, wurde ihm nur der Rath gegeben, bei einer nächsten Kur zuvor dem Kater die Schlafbürchen zu kündigen. Auf eine Wiederholung der Kur hat der Kranke verzichtet. Aber der aus allen Himmeln gerissene Schlesier lamentirt einmal über das andere: So ne — ge Kagen giebt's auch bloß in dem — gen Berlin; bei uns da benee sind alle Kagen „reene“!

g. Durch das rechtzeitige Dazwischenkommen von Berliner Sommergästen und mehreren Hausbewohnern wurde

Schmutz starrt, und empfahlen es zum Niederreißen. Aber dasselbe morische, verfaulte Haus birgt noch heute die Verurtheilten und selbst unter Anononowitschs vernünftiger Leitung wurde es nur viermal im Jahre gereinigt. Es enthält doppelt so viel Insekten, wie es sollte, und dieselben schlafen in drei übereinander liegenden Schichten; die auf dem ledrigen schmutzigen Boden Liegenden müssen ihre nasen, ekelhaften Kleider als Matratze und als Decke zugleich benutzen. So war es vor zwanzig Jahren und so ist es heute noch. Das Hauptgefängniß von Kara, Unter-Kara, wurde 1863 von Herrn Masfnoff und auf Grund derselben Dokumente, die ich benutzte, als ein verfaultes, schmutziges Gebäude, wo Wind und Schnee freien Zutritt haben, beschrieben. So schildern es auch jetzt meine Freunde. — Das Mittelkara-Gefängniß wurde vor einigen Jahren restaurirt, ist aber bald so schmutzig geworden, wie die andern beiden. Sechs bis zwölf Monate bleiben die Sträflinge in diesen Gefängnissen ohne jede Beschäftigung und dies genügt, denke ich, um sich vorzustellen, welche Lasten in diesen Gefängnissen gelehrt werden, und welche Demoralisation aus dieser Einsperrung entspringt. Die psychologischen Studien von Dostkoewsky, Maximoff, Zwoff und Anderen geben hierüber erschreckende Aufschlüsse.

Sehr hart ist die Arbeit in den Goldwäschereien; was geschieht sie im Tageslicht, d. h. nicht unterirdisch. Diese Höhlungen werden in das Thal — Alluvium — gemacht, um den goldhaltigen Schlamm und Sand heraufzubefördern, die dann per Wagen nach der Waich-Maschine gebracht werden. Aber es ist dies eine meist ungesunde und schwere Arbeit. Das Ende der Höhlung ist immer unter dem Wasserstand des Flusses, welcher in einer gewissen Höhe in einem künstlichen Kanal zur Maschine fließt. Und daher ist die Fläche immer bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser bedeckt, abgesehen von dem Eiswasser, wenn der gefrorene Schlamm unter den Strahlen der Sonne thaut. Die Pumpen sind gewöhnlich unzulänglich, und so fräsen — ich habe es selber mit durchgemacht — die Arbeitenden den ganzen Tag bis zu den Knien im Eiswasser und manchmal bis zum Nagen; und ins Gefängniß zurückgeführt, hat der Sträfling natürlich keine Kleider zum Wechseln, sondern schläft in den durchnästen. Nun ist es allerdings wahr, daß auch „freie“ Arbeiter in den Privatwäschereien ganz dieselbe Arbeit verrichten. Aber die Werbung freier Arbeiter für die sibirischen Goldwäschereien geschieht in derselben Weise, wie die Soldaten-Anwerbungen im 17. Jahrhundert. Die Engagements werden im trunkenen Zustande abgeschlossen und unter Einbindung eines beträchtlichen Handgeldes, welches sofort in die Schnapsbuden wandert. Und die angebetelten Verbannten, die „Poielenki“, deren hungernde Arena das größte Kontingent zu den Goldwäschereien stellt, werden meist von den Ortsbehörden gedungen, welche das Handgeld für die immer rückständigen Steuern konstatiren.

In jedem Frühjahr muß daher, um die „freien“ Arbeiter

gestern Abend in Friedrichshagen ein Chemann an der Ausführung einer geplanten bösen That gehindert. Der in der Köpfniederstraße in Friedrichshagen wohnende Bahnarbeiter Fr. kam Abends in trunkenem Zustande nach Hause und begann mit seiner Frau einen Streit. Im Verlauf desselben sprang er plötzlich auf dieselbe, warf sie mit Gewalt zu Boden und wollte sie erwürgen. Auf die lauten Hilferufe der Bedrängten verschafften sich Hausbewohner und mehrere benachbarte Sommergäste Eingang in die Wohnung des Fr., wobei sie mit vieler Mühe die Frau von dem wüthenden Mann trennten. Das Fr. ein sonst sehr braver Arbeiter ist, der auch bisher mit seiner Ehefrau in guter Harmonie stand, so ist nur anzunehmen, daß er bei seiner Trunkenheit in unzurechnungsfähigem Zustande die That ausgeführt hatte. Das Familienverhältniß hat durch den Vorgang eine Störung nicht erfahren.

Gerichts-Zeitung.

Ein russischer Unterthan, der in Folge einer ihm zugestellten Auswanderungsordre Berlin am 1. Oktober zu verlassen hat, der Handelsmann Salomon Osochinsky, stand gestern unter der Anklage der Unterschlagung vor der IV. Ferienstrassammer des Landgerichts I. Der geschädigte Denunziant und Hauptbelastungszeuge, Handelsmann Gutmann, stellte den der Anklage zu Grunde liegenden Thatbestand folgendermaßen dar: Er sei zu dem Angeklagten in ein Societätsverhältniß getreten, nach welchem sie gemeinschaftlich alte Goldsachen auslaufen, diese einschmelzen lassen und den entstandenen Goldbarren in Rußland verkaufen wollten, wo dies Metall höher im Course steht, wie hier. Der erzielte Gewinn sollte bei gleichmäßigem Einschufte auch gleichmäßig getheilt werden. Im April d. J. hätten sie auch so viele Goldsachen besonnen gehabt, daß ein anschnlicher Goldbarren davon hergestellt werden konnte, sie hätten sich gemeinsam zum Schmelzer Fuß begeben und dieser habe aus dem gesammten Material einen Barren gegossen, der mit seiner, des Zeugen, Einwilligung schon hier für etwas über 1000 Mark verkauft worden. Das Geld habe der Angeklagte an sich genommen, als derselbe aber seinen Kompagnon am nächsten Tage die Hälfte des Verkaufspreises ausshändigen sollte, da erklärte der Erstere, daß ihn ein eigenthümliches Mißgeschick betroffen. Derselbe gab an, daß ihm der 1000 Markchein am Tage vorher in Charlottenburg entweder gestohlen oder verloren gegangen sei. Gutmann, der zum Ankauf der Goldsachen 430 Mark eingeschossen haben wollte, glaubte dies nicht und beantragte die Bestrafung Osochinsky's. Dieser behauptete im Termine, daß von einem Kompagniegeschäft nicht die Rede gemeint sei, der Zeuge habe ihm lediglich das Geld geliehen. Der von dem Schmelzer Fuchs ausgestellte Schmelzettel habe lediglich auf seinen Namen gelaufen und er habe den Betrag dafür mit 1 M. 50 Pf. aus seiner Tasche bezahlt. Daß ihm das Geld in der That in Charlottenburg abhanden gekommen, könne er dadurch beweisen, daß er der dortigen Polizeibehörde an demselben Tage eine diesbezügliche Anzeige gemacht. Da diese Angaben durch die Beweisaufnahme im Wesentlichen unterjügt wurden, so konnte der Gerichtshof, entgegen dem Antrage des Staatsanwalts — schuldig, 6 Monate Gefängniß und sofortige Verhaftung wegen Fluchtverdachts — eine Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten nicht gewinnen und sprach ihn frei.

N. Wegen jahrlässiger Brandstiftung hatte sich am gestrigen Tage eine Frau Kaufmann R. vor der 4. Straßammer des Landgerichts I zu verantworten. In der Wohnung derselben war vor einiger Zeit in der Küche eine Diele über Nacht in Brand gerathen und hatte die Angeklagte selbst angegeben, sie sei zuletzt in der Küche gewesen und habe ein Feuerbrett mit erlöschten Kohlen auf den Herd gestellt, wovon etwa noch eine glimmend gewesen und auf die Diele gefallen sein könnte. Die Vertheidigung führte Herr Rechtsanwalt Wiebe, welcher ausführt, daß dies naive Bekenntniß seiner Klientin zwar alle Ehre mache, sich bei näherer Betrachtung aber als ein übereiltes erweise. Vielfach anderweitige Vermuthungen über Entstehung des Brandes ließen sich aufstellen. Dem stimmte der Gerichtshof bei, welcher auf Freisprechung erkannte und die Staatskasse in die Kosten verurtheilte.

Marseille, 9. August. Der gestern begonnene Sozialistenprozess bot wenig Interessantes. Auf der Anklagebank sizen: 1. Buisson, Louis, 36 Jahr alt, Chefredakteur des „Verbünderten“; 2. Rouffin, Jean Baptiste, 41 Jahr, Tagelöhner; 3. Gerogerin, August, 18 Jahr, Schmied; 4. Canepa, Louis, 20 Jahr, Gerber; 5. Ferrando, Jean, 26 Jahr, ital. Tagelöhner; 6. Fournier Jean, 17 Jahr, Tischlergeselle. Die Anklage, welche auf öffentliche Kufestörung, Wachebeleidigung und Widersehltheit lautet, vertritt der Generalprokurator der französischen

nach den Goldwäschereien zu bringen, die Distriktsbehörde und oft ein Soldaten-Detachement einschreiten. Es ist nun klar, daß die Arbeitsverhältnisse für die Gefangenen viel schlimmer sind; nicht nur ist ihr Tagesverdienst geringer, sondern einzelne befinden sich in Ketten; in Kara haben sie außerdem noch einen sehr langen Weg bis zur Arbeitsstätte, täglich einen zusätzlichen dreistündigen Marsch zur Arbeit; und wenn der goldhaltige Sand und Schlamm manchmal minder ertragsfähig ist, als erwartet wurde, und die bestimmte Goldquantität nicht erzielt werden kann, so werden die Gefangenen bis spät in die Nacht hinein angestrengt, und dann steigt die ohne dies hohe Sterblichkeitsziffer bis zu einem erschreckenden Grade. Alle, die die sibirische Bergwerks-Strafarbeit ernsthaft studirt haben, sind zu dem Schluß gekommen, daß ein Gefangener, der mehrere Jahre in Kara oder in den Salzwerken geschuft hat, mit zerrütteter Gesundheit herauskommt, unfähig fortan für irgend eine weitere Arbeit, und eine Last für das Land bleibt.

Die Nahrung — wenn auch weniger kräftig als die der freien Arbeiter — würde doch noch beinahe angehen, wenn die Gefangenen wenigstens das, was durch Gesetz für sie bestimmt ist, erhielten. Nach der Vorschrift sollen sie bekommen: 3/4 Pfund Roggenbrod täglich und für 1 Rubel Fleisch, Kohl, Buchweizen zc. monatlich. Ein guter Verwalter könnte dafür 1/2 Pfund Fleisch täglich besorgen. Aber da keine Kontrolle vorhanden, werden die Gefangenen meist ohne Erbarmen beraubt. Etwas Besseres bilden eine seltene Ausnahme. Außerdem gilt jene Nation nur für die Dauer der Goldwäscherperiode, welche kaum 4 Monate im Jahre währet. Während des Winters, wo der gefrorene Boden so hart wie Stahl ist, giebt es keine Arbeit, und da wird die Nation auf ein Maß verringert, welches kaum hinreicht, um Muskel und Gebein zusammenzuhalten. Am Jahrtag fehlt es vollständig aus, wenn die Leute für einen ganzen Monat 1/2 — 2 Rubel erhalten, von welchem Gelde sie noch die dürftige Staatskleidung ergänzen müssen. Kein Wunder, daß die der Storburt herrscht — der Schrecken aller sibirischen Goldwäschereien — und das Leben der Gefangenen vernichtet; es sterben in Kara jährlich von weniger als 2000 Leuten immer 90 — 287, d. h. 1/11 — 1/7; eine riesig hohe Ziffer für eine Bevölkerung, die nur aus Erwachsenen besteht. Und dabei sind dies die Zahlen der amtlichen Berichte, also jedenfalls noch unter der Wahrheit, da die hoffnungslos Kranken gewöhnlich nach einem Invalidenhaus verschickt werden, um dort zu sterben.

Und die Lage der Gefangenen würde noch schlimmer sein, wenn die Ueberfüllung der Gefängnisse und die Interessen der Goldbergwerksbesitzer die Regierung nicht bezogen hätten, die Gefangenschaftszeit abzukürzen. Nach der Vorschrift soll ein Sträfling in den Grubengefängnissen nur 1/3 seiner Straffahrt gehalten werden. Nach der Zeit soll man ihn in eine Werkstatt in der Nähe des Bergwerks ansiedeln und zwar, wenn seine Frau ihm gefolgt ist, in einem separaten Hause. Er

Republik, Mr. Dormand. Wie bei allen derartigen Vorfällen haben sich am 20. Juli vor dem Hotel-de-Ville Arbeiter und Polizeiantagen gegenseitig mißhandelt und mit den Schimpfworten „Mörder“ traktirt und sollen sich die Erstere deshalb verantworten. Centralkommislar Gallian giebt an, daß Buiffon an der Spitze von 300 Mann vor die Mairie amarschirt kam, während dieser behauptet, daß dies nur zur moralischen Unterstützung des Protestes geschah. Die Verhandlung selbst endete spät Abends. Der Generalprokurator hielt eine lange Rede, in welcher er ausführte, daß ein planmäßig vorbereiteter Angriff auf die Ruhe und Ordnung der Stadt hätte geführt werden sollen, daß die Brandartikel des „Affaire“ dazu direkt aufforderten, die Zeit der allgemeinen Verwirrung während der Epidemie zu benutzen. Die Angeklagten hätten sich, sobald die erregte Menge einige Unüberlegtheiten begangen, dann schon bei Zeiten aus dem Vordergrunde zurückgezogen. Der Gerichtshof sprach alle sechs Angeklagte schuldig und verurtheilte Buiffon zu sechs Monaten Gefängniß, Rouffin zu zwei Monaten, Canepa, Ferrando und Fournier zu einem Monat und Gerogerin zu sechs Tagen Gefängniß. Eine große Menschenmenge hatte den Urtheilspruch vor dem Palais der Justiz abgewartet und entfernte sich ruhig.

Vermischtes.

Unverstanden. Bei Westpoint, der romantisch am Hudson gelegenen amerikanischen Kadettenanstalt, gingen dieser Tage ein junger Kadet und eine reizende Dame von 17 Jahren, die bei der Komite eines Lehrers des Kadettenhauses zu Besuch ist, am Strande spazieren. George, so hieß der junge Krieger, war in seiner Kleidung, grauen Uniform jeder Hohl ein Soldat. „George, Sie sehen ganz aus, als ob Sie einmal ein großer General würden.“ — „Freut mich, wollen's hoffen.“ — „O, denken Sie, so ein General wie Sherman!“ — „So hoch wollen wir nicht hinaus, ich kenne Sherman's Verdienste und Größe aus der Kriegsgeschichte genau.“ — „Davon weiß ich nicht viel, aber ich war ein paar Male mit dem General in Gesellschaft und da hat er mich jedesmal geküßt.“ (Der alte Hauptmann küßt nämlich für sein Leben gern.) O, es war reizend, denken Sie, George, geküßt hat er mich, geküßt.“ — „Ja, Sherman ist auch ein liebenswürdiger Cavalier.“ — „Wissen Sie weiter nichts?“ — „Nein, ich hatte nie die Ehre, in seiner Gesellschaft zu sein.“ — „Das merkt man. Aber es ist doch abentheuerlich schmal, ich gehe hinein.“ Der hübsche Kadet zerbricht sich noch heute den Kopf, was seine liebreizende Begleiterin so verstimmt hat.

Folgendes hübsche Bonmot eines Gymnasialdirektors wird der „Aff. Itz.“ mitgetheilt. Gymnasialdirektor E. in B. wurde von einem Insekt in die Nase gestochen, so daß dieselbe stark anschwell und ein rothes Aussehen bekam. „Aber Herr Direktor,“ so sagte der Ordinarius der Prima zu seinem Vorgesetzten, „Sie bekommen ja eine Nase, als wenn Sie die Gewohnheit hätten, recht häufig einen hinter die Binde zu gießen.“ „Das ist allerdings,“ so erwiderte der schlagfertige Direktor, „in der Regel der Fall, daß ich die Nasen bekomme für das, was meine Lehrer thun.“

Ueber die „Würde“ der neuen französischen National-Verammlung darf sich der „Figaro“ bereits folgenden Wig erlauben: „Hinter Ville d'Aray findet der freisinnige Gensdarm in einem Graben eine Art von Vagabunden mit angetriebenen Hute, zerfetzten Kleidern und einem von fauchschlängeln entstehenden Gesicht. „Woher kommen Sie in solchem Zustande?“ fragte der Gensdarm. „Aus dem Kongress,“ entgegnete der Andere. „Das entschuldigt Sie vollständig, Herr Senator,“ sagte der Gensdarm, respektvoll die Hand an den Dreimaster erhebend.“

Das größte Schiff der Welt hat der römische Korrespondent der Pol. Kor. entdeckt, welcher seinem Blatte meldet, die neue vom Stapel gelassene italienische Panzerkorvette „Ruggiero di Lauria“ sei 100 Meter breit und — — — 198 Meter lang! Das heißt über eine viertel deutsche Meile oder so lang ungefähr wie der Weg von Unter den Linden bis zum Hallischen Thor in Berlin. Auf einem solchen Schiffe, das in den wenigsten Häfen Platz haben dürfte, wäre eine Pferdebahn, zum Verleth der Mannschaften auf Deck sicher sehr geeignet. Welcher versierte Druckfehlerteufel mag bei der Götterangabe wohl die Hand im Spiel gehabt haben.

Fünf Frauen verbrannt. In London brannte am Dienstag Abrahams Hutgeschäft bei Victoria-Station in dreiviertel Stunden völlig aus. Zwei Frauen sprangen zum Fenster hinaus und wurden in Leintüchern aufgefangen; fünf verbrannten.

muß noch wie die anderen Gefangenen zur Arbeit gehen, aber ohne Ketten, und hat seinen eignen häuslichen Heerd. Es ist klar, daß diese Vorschrift eine große Wohlthat für die Gefangenen sein könnte, aber sie wird von denen, die sie ausführen sollten, verdorben. Die Freilassung der Gefangenen hängt von der Willkür des Bezirksvorstehers ab. Un bei der erbärmlichen Vergütung — kaum 2 Rubel pro Monat außer der Rekrutation — gerath der „freie Gefangene“, mit wenigen Ausnahmen, in das schrecklichste Elend. Alle Untersuchungen stimmen darin überein, daß der Hauptgrund der Fluchtversuche dieser Kategorie lediglich in ihrer bitteren Armuth zu suchen ist.

Die Strafen hängen natürlich ebenfalls nur von der Willkür der Werkvorsteher ab und sind grausam. Die Entziehung der Nahrung und das schwarze Loch betrachtet man gewissermaßen als Kindereine. Nur die „Plete“, die neuschwänzige Kage, die nach Gutdünken bei den geringsten Vergehens, und zu einer Höhe, wie sie gerade der guten oder schlechten Laune des Anstalts-Vorstehers entspricht, subditirt wird, gilt als Strafe. „Hundert Pletes“ mit der neuschwänzigen Kage, wird von den Aufsehern mit einer solchen Gemüthsruhe ausgeprochen, wie in Europa „eine Woche Gefängniß“. Aber es giebt noch ärgere Strafen, z. B. die mehrjährige Ansetzung an die Wand eines unterirdischen schwarzen Loches, besonders im Winter Gefängniß; die Ansetzung an eine Tragbahre auf 5 oder 6 Jahre, die denkbar schrecklichste moralische Tortur, und endlich die „Veessa“ (der Fuchs), d. h. ein Holzbalcken oder eine Eisenstange, im Gewicht von 1¹/₂ Pud (48 Pfund), an der Kette jahrelang befestigt.

Die letzte Strafe wird zwar jetzt immer seltener, aber die vorliegende ist erst neulich 3 politischen Verbrechern, Poleski, Franichoff und Berenkoff, wegen Fluchtversuchs aus dem Jankut-Gefängniß subditirt worden. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß der Werkvorsteher König in seinem Dominium ist und eine Beschwerde über ihn vollständig nutzlos ist. Er kann seinen Insaßen das letzte Geldstück wegnehmen, ihnen die schrecklichsten Strafen auferlegen, die Kinder der Gefangenen mattern, seine Klage erhebt die Behörden. Und ein Gefangener, der sich zu einer Beschwerde erkühnte, würde bald im schwarzen Loch verhungern oder unter der neuschwänzigen Kage sein Leben aushauchen.

Alle, die über Sibirien schreiben sollten sich im Auge behalten, daß über die Vorsteher der Strafkolonien keine Kontrolle existirt, und daß ein anständiger Mann nie lang auf einem solchen Posten bleibt. Wenn er die Gefangenen nur menschlich behandelt, wird er wegen der Eigenschaft, welche in St. Petersburg als „gefährliche Sentimentalität“ verlärtet ist, entlassen. Wo nicht, wird er von der Räuberbande, welche um ein so einträgliches Geschäft, wie die Verwaltung eines Kronen-Goldbergwerks ist, herumlungert, verurteilt.

(Fortsetzung folgt.)